

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / JUNI 1970

2



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1970

21. Jahrgang

Zweites Heft — April / Juni

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Schriftleitung durfte bei der Zusammenstellung dieses Heftes vielfältige Hilfe von Herrn Stadtarchivar Manfred Akermann, Göppingen, erfahren, wofür ihm herzlicher Dank gesagt sei.

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle drei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 12.– geliefert. Ein Jahrgang von 4 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 16.– zuzüglich Versandkosten – Einzelheft DM 5.–. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur D-Stücke. Die angegebenen Preise enthalten 5,5 % MwSt.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 12–16, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Verlag W. Kohlhammer GmbH, 7 Stuttgart, Urbanstraße 12–16; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Göppingen. Ausschnitt aus der aquarellierten Tuschezeichnung von 1535 (vgl. S. 72)

INHALT

Die Landschaft im Kreis Göppingen <i>Von Oswald Rathfelder</i>	65
Alte Mauer <i>Gedicht von Otto Heuschele</i>	71
Göppingens Stadtbild im Wandel der Jahrhunderte <i>Von Manfred Akermann</i>	72
Projektionen der Zukunft <i>Von Hellmut Rohrer</i>	81
Göppingen – Mittelpunkt eines bedeutenden Wirtschaftsraumes <i>Von Helmut Lehle</i>	88
Das Christophsbad in Göppingen <i>Von Werner Landerer</i>	92
Die Boller Landtafel von 1602 <i>Von Manfred Akermann</i>	98
Das Bild der Burg Hohenstaufen <i>Von Manfred Akermann</i>	102
Das äußere Bild der Stiftskirche zu Faurndau im Wandel der letzten 4 Jahrhunderte <i>Von Walter Ziegler</i>	106
Die Dotzburger Wallfahrt <i>Von Robert Uhland</i>	113
Hüter der Tradition (Zum 70. Geburtstag von Otto Heuschele) <i>Von Otto Bantel</i>	123
Zeit <i>Gedicht von Otto Heuschele</i>	125
Die Ehrfurcht <i>Worte von Otto Heuschele</i>	125
Musikalische Erinnerungen eines schwäbischen Pfarrersohnes <i>Von Hermann Mall</i>	126
An einen eingedolten Dorfbach <i>Von Hans Mattern</i>	128
Buchbesprechungen	129
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes	135

Beilagenhinweis: Diesem Heft liegen drei Prospekte der Versandbuchhandlung dienst am buch, Stuttgart, bei. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.

Die Landschaft im Kreis Göppingen

Von Oswald Rathfelder

1. Der landschaftliche Aufbau

So einheitlich das Göppinger Kreisgebiet rechts und links der industriellen Entwicklungsachse des Filstales erscheint, so verschieden ist seine naturräumliche Gliederung und landschaftliche Ausformung.

Im Nordwesten erheben sich die waldreichen Keuperberge des Schurwaldes bis hin zu der weiten Rodungsfläche um das Prämonstratenserklöster Adelberg. Gegliedert wird dieser Höhenrücken durch das Nassach- und Herrenbachtal. Dort finden sich heute noch Holzkohlenmeiler und Fischteiche.

Östlich des Schurwaldes liegen auf einer 100 km² großen Hochterrasse des Albvorlandes die „Kaiserberge“. Am ganzen Nordwestrand der Schwäbischen Alb kommt den Vorbergen keine derart beherrschende Rolle zu, wie im Gebiet zwischen Rems- und Filstal, Schurwald und Kaltem Feld, wo Stuifen, Rechberg und vor allem der Hohenstaufen sich als letzte Zeugen vom Rückschreiten des Weißjurarandes hoch über die umgebende Braunjura- und Schwarzwjuralandschaft erheben (Abb. 1). Als herausgehobene Landmarken sind sie von den Aussichtspunkten am Albrand, von den Fildern und von den Höhen der schwäbisch-fränkischen Keuperwaldberge aus sichtbar. Der eigentliche „Körper“ dieses Gebirgsteiles wird vom Braunen Jura gebildet, über den sich, wie bereits in der alten Oberamtsbeschreibung von 1907 zu lesen ist, nur noch inselartige Weißjurakegel erheben: der bereits auf den unteren Weißjura abgetragene Schönberg (630 m), der Stuifen (757 m), der Rechberg (708 m) mit seiner Ruine Hohenrechberg (643 m) auf einer Weißjura-Beta-Terrasse und endlich als weitest vorgeschobener, durch den Aasrücken (Eisensandstein) mit dem Rechberg verbunden, der einsame Kegel des Hohenstaufens (685 m). Die Ursache für den Erhalt der drei Kaiserberge als Zeugen

berge, weit vor dem heutigen Rand der Alb, ist in ihrer tektonischen Tiefenlage zu sehen. Sie bilden, wie der Hohenzollern, ein Schulbeispiel für eine Reliefumkehr. Die Absenkung erfolgte zu einer Zeit, als der Weiße Jura noch geschlossen bis in dieses Gebiet reichte. Weißjurakalke gelangten auf die Höhe weicherer Schichten und wurden durch die abtragenden Kräfte allmählich herauspräpariert. Hohes geologisches Interesse verdient die „Spielburg“ am Südwesthang des Hohenstaufens. Hier sind Schwammkalke des Weißen Juras, Delta und Epsilon, die auf dem Hohenstaufen bereits abgetragen sind, in unregelmäßiger Lagerung anzutreffen. Es handelt sich dabei wahrscheinlich um Reste eines Bergsturzes aus einer Zeit, als am Hohenstaufen noch höherer Weißer Jura anstand.

Von dem Hauptücken, auf dem diese Vorberge liegen, sind noch zwei weit gegen S vorspringende Eisensandsteinterrassen abgezweigt: das Rehgebirge zwischen Senftelbach und Striedbach und eine vom Rechberg aus noch weiter südwärts bis ans Filstal reichende und hier mit der Ruine Staufeneck und Schloß Ramsberg endende schmale und von den Seiten her fiederförmig eingeschlossene Hochplatte. Bei den großen Höhenunterschieden auf engem Raum (Fils- und Remstal ungefähr 300 m – Stuifen 757 m) ist der stratigraphische Aufbau des Gebietes ein überaus mannigfacher, und es ist verständlich, daß dieser Wechsel des geologischen Untergrundes eine große Mannigfaltigkeit nicht nur in der Form, sondern auch in der Pflanzenwelt bedingt.

Landschaftlich ganz anders – beinahe gewaltiger – ist der diagonal von SW nach NO verlaufende Albtrauf. Die geologische Schichtfolge in diesem Bereich entspricht zwar dem gewöhnlichen Aufbau und gehört durchweg dem Braunen und Weißen Jura an.



1. Aasrücken mit Rechberg. Blick vom Ortsrand Hohenstaufen

Aufnahme Rathfelder

Ihre Mächtigkeit kommt aber durch die Abtragung und Auswaschung in einer reich gegliederten Stufenlandschaft mit Höhendifferenzen bis zu 450 m zum Ausdruck. Die Mannigfaltigkeit dieses Gebirgsabbruchs wird durch den mehrmaligen Wechsel von weichen, oft wasserführenden Tonen (Quellhorizonte) und festen, wasserdurchlässigen Kalken erhöht. Die Felsenkalke der oberen Weißjuraschichten (hauptsächlich Delta und Epsilon) geben zusammen mit mächtigen „Schwammstotzen“ der Landschaft ein besonderes Gepräge und sind noch vereinzelt Nistplätze der selten gewordenen Greifvögel.

Im Gegensatz zu der Westalb setzt die Verschwammung in unserem Gebiet erst allgemein im Weißjura Delta ein, zeitweise aber auch in den noch höheren Schichten, so daß verschieden hohe Felskränze am Albtrauf übereinander liegen können. Die wohlgeschichteten Kalke des Weißen Jura Beta, die auf der Westalb die eigentliche Albkante und auf der Reutlinger Alb eine breite Hangstufe bilden, erkennt man nur noch schwach. R. Gradmann gibt hierfür der

stärkeren Abtragung durch den näher gerückten Neckar die Schuld. Landschaftlich ist der Weiße Jura häufig an der Buchenwaldgrenze über den Hangwiesen des Braunjura zu erkennen. Schon der Geologe, Pfarrer Engel, schreibt: „Wo auf die gerundeten Vorhügel des Braunjura die eigentliche Alb aufsetzt, wo die Steilhalden mit dem Buchenwald beginnen und bei Besteigung solcher Höhen der Schweiß anfängt, da sind wir in den ‚Impressa-Mergeln‘ (Weißjura Alpha). Leider wird diese reizvolle Übergangszone in letzter Zeit hie und da aufgefichted und gibt so dem charakteristischen Buchenhangwald einen dunklen ‚Trauerrand‘.“

So wie die relativ breite Braunjuralandschaft zwischen Neckartal und Albrand eine Sonderstellung beim landschaftlichen Aufbau gegenüber dem übrigen Albvorgebilde einnimmt, so besitzt auch der benachbarte Albkörper selbst Sonderheiten, die auf der übrigen Alb nicht mehr vorgefunden werden. Die besprochene Alblandschaft liegt in der Übergangszone, in der die abtragenden Flußläufe direkt zum Neckar



2. „Rauhe Wiese“ zwischen Böhmenkirch und Bartholomä

Aufnahme Rathfelder

fließen oder, wie auf der Ostalb, erst auf weiten Umwegen durch das Keuperbergland (z. B. Rems) und die Muschelkalkebene des Hohenloher Landes (Kocher und Jagst) den Neckar erreichen.

Die Flußrichtungen längs der Schichtentafel der Alb (Oberlauf der Fils, Eyb und Lauter) bewirken einen auf wenigen Kilometern zusammenliegenden doppelten Albtrauf. Ein so langer Schichtfluß im eigentlichen Albkörper ist außerordentlich selten und nur noch im Durchbruchtal der Oberen Donau und teilweise im Bereich der Schmied, Aach und Blau anzutreffen. Die „Europäische Wasserscheide“ liegt hier nicht wie sonst auf den höchsten Geländebereichen entlang des Albtraufes, sondern ist auf die südliche Albhochfläche verschoben. So kommt es, daß die altangelegten Talsysteme zur Donau (z. B. der Urlone) sowohl von Norden wie von Süden vom schneller fließenden „Neckargewässer“ geköpft werden. Dadurch hat nicht nur das Landschaftsbild einen besonderen Akzent und eine noch reichere Gliederung erfahren, sondern die starke Südexposition an

den nördlichen Flußtalrändern trägt zu einer Vielzahl besonders schöner Steppenheiden mit charakteristischer Flora bei. Mancher Orchideenkennner wandert Jahr für Jahr zu den ihm vertrauten Biotopen.

Die ungewöhnlich starke Wirkung des Landschaftsbildes wird durch die reiche Gliederung der Talbildungen noch gesteigert. Dabei hat die wechselnde Härte und Widerstandskraft der Schichten teilweise scharfkantige Terrassen gebildet. So können wir ganz allgemein zwei Hauptterrassen unterscheiden:

1. die Terrasse des Weißen Juras Beta (150 m über dem Eisensandsteinhorizont) und
2. die Terrasse der Felsenkalke des oberen Weißen Juras (bis gegen 400 m über der Talsohle).

Die bekanntesten und vielbesuchtesten Albtraufberge sind der Messelstein (749 m), der Michelsberg (750 m), der Burren (692 m), der Fränkel (680 m), die Nordalb (760 m), der Wasserberg (750 m), das Fuchseck (780 m), der Sielenwang (722 m), der Kornberg (778 m) und der Boßler (794 m).



3. Schieferbruch „Wasenwiesen“ zwischen Ohmden und Zell – Blick in den Bruch
Aufnahme Schwenkel 1939

Im NO liegt die weite Albhochfläche des Aalbuchs, dem mit seiner Feuersteinlehmüberdeckung eine Sonderstellung unter den Hochflächen der Alb zukommt. Die subkutane Auslaugung hat auf den obersten geologischen Juraschichten (Epsilon und Zeta) entkalkte Verwitterungslehme und Feuersteine liegen gelassen, die wegen ihrer geringen Fruchtbarkeit heute größtenteils mit Nadelwald bedeckt sind. Die Siedlungen liegen umgeben von ihren Rodungsflächen wie Inseln darin eingebettet. Durch die bis in die Alamannenzeit zurückreichende Bewirtschaftungsform (Egartenwirtschaft) konnten bei dem Wechsel zwischen kurzem Getreideanbau und oft jahrelanger Brache weite Gebiete sich mit einer spezifischen, oft sauren Flora, z. B. dem Heidekraut, bedecken. Die nassen Calluna-Heiden liegen durchweg in den wasserstauenden Schichten der Lehmdecke. Die verbliebenen Reste der meist „atlantischen“ Flora als Besonderheit der Albhochfläche sind besonders schutzwürdig. Zur Aufwertung der ausgelaugten, entkalkten Boden- decke wurden vom Menschen im Bereich der Zeta- schichten Mergelgruben angelegt. Dies führt zu der Merkwürdigkeit, daß auf einem Kalkgebirge mit „Kalkmergeln“ gedüngt werden mußte. Die Ver- karstung ist besonders beim Kühreiteteich zu verfol- gen, während die Talmulde der „Rauhen Wiese“ (Abb. 2) als Entwässerungsmulde des späteren mio-

zänen Meeres angesehen wird. Auch die erhaltenen Hülben (Viehtränken) sind in ihrer Häufung und mit der oft typischen „Randflora“ als eigenartige Sonder- schöpfung zu werten.

Das flachwellige Albvorland südlich der Fils besteht aus Schwarzem Jura, der hier seine höchste Mächti- gkeit (90–100 m) erreicht. Die festeren Schiefer des Lias Epsilon bilden eine landschaftliche Plattenstufe. Diese hat allerdings nicht mehr die gleiche Flächen- ausdehnung und ist als fast schwarzer, schwer ver- witternder Schiefer neben dem hohen Ölgehalt (Öl- schiefer) durch die überlieferten Tier- und Pflanzen- reste, Fischechsen, Schlangenhalsechsen, Krokodile, Flugechsen (Ichthyosaurier) und Palmfarne (Zycadeen) über unser Land hinaus bekanntgeworden.

2. Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete

a) Die Naturschutzgebiete

Bald nach Inkrafttreten des Reichsnaturschutzgesetz- es wurde im Jahre 1938 zum Schutz wichtiger Fos- silfundstätten ein 75 km² großes Gebiet im Albvor- land als Naturschutzgebiet ausgewiesen. Dieses „Ver- steinerungsschutzgebiet Holzmaden“ betrifft im Kreis Göppingen die Gemarkung Aichelberg, Boll, Dürnau, Hattenhofen, Schlierbach und Zell u. A. mit einer Fläche von 5208 ha. In der Schutzverordnung ist



4. Wacholderheide mit Solitärbäumen auf dem „Oberen Leimberg“

Aufnahme Rathfelder

festgelegt, daß alle Funde an Versteinerungen im Lias Epsilon angezeigt werden müssen. Werden größere Versteinerungen gefunden und angehauen, so ist die Arbeit sofort einzustellen und die Bergung Herrn Dr. Hauff (Holzmaden) zu überlassen. Bei Grabarbeiten im Schiefer dürfen keine Bagger verwendet werden (Abb. 3). Otto Linck schreibt hierzu in der Schwenkel-Festschrift 1956: „Durch diese Beschränkung der Grubenbesitzer wird gesichert, daß die weltberühmten, einzigartig erhaltenen Funde von Sauriern (zum Teil mit Haut!), Fischen, Seelilien u. a. nicht verlorengehen und für die schwierige Präparation, die die Voraussetzung für die wissenschaftliche Auswertung bildet, in die richtige Hand kommen. Der durch das Gesetz ermöglichten sorgsamen Betreuung durch Bernhard Hauff, Vater und Sohn, ist es zu verdanken, daß auf diese Weise nicht nur der Ruf der Versteinerungen des Posidonienschiefers erhalten, sondern auch die Schichtfolge der Olschiefer feinstratigraphisch, paläobiologisch, genetisch usw. mit einer Genauigkeit erforscht wurde, für die es kaum Vergleichbares gibt.“

Das zweite Naturschutzgebiet ist die „Heide auf dem oberen Leimberg“. Die mit Solitärbäumen durchsetzte Wacholderheide (Abb. 4) trägt einen

reichen Bestand an seltenen und geschützten Pflanzen. Der Schwäbische Heimatbund hat durch seinen Erwerb die etwa 10 ha große Heide vor einer Aufforstung bewahrt und damit den Lebensraum reicher Orchideen erhalten. Auf die Beschreibung und Würdigung im Heft 1/1968 der „Schwäbischen Heimat“ „Die Anacamptisheide auf dem Oberen Leimberg“ von O. Rathfelder darf verwiesen werden.

b) Landschaftsschutzgebiete

Aus den Unterlagen des Landratsamtes Göppingen ist zu entnehmen, daß bis jetzt etwa 17,2% der Kreisfläche mit rund 10 500 ha unter Landschaftsschutz stehen. (Der Landesdurchschnitt betrug 1968 10,5%.)

Im einzelnen sind geschützt:

das Nassachtal (112 ha),

der große Landschaftsteil „Hohenstaufen, Rechberg, Stuifen mit Aasrücken und Rehgebirge“ (vorl. sichergestelltes Gebiet etwa 4000 ha),

das Christental mit dem Galgenberg bei Nenningen (212 ha),

die Berghänge bei der Stadt Weißenstein (81 ha),

das Eybtal von Geislingen bis Treffelhausen nebst den Seitentälern (910 ha),



5. „Hausener Wand“. Blick von Südwesten

Aufnahme Rathfelder

der Landschaftsteil Lauch bei Aufhausen (4,5 ha),
 die „Märzenhalde“ im Autal südlich von Bad Über-
 kingen (26 ha),
 die Landschaftsteile „Heiligenbühl, Königsbühl und
 Wagrain“ auf der Albhochfläche südlich von Bad
 Ditzenbach (65 ha),
 die „Hausener Wand“ am Südhang des Michelsbergs
 (75 ha),
 der Burren, der Haarberg und der Wasserberg
 (84 ha),
 der Pfaffenberg bei Auendorf (13 ha),
 der Kornberg und der Sielenwang bis zum unteren
 Rufstein auf den Gemarkungen Auendorf und
 Gruibingen (930 ha),
 große Landschaftsteile beiderseits der Autobahn von
 Aichelberg bis Hohenstadt, ein Gebiet mit etwa
 3 200 ha und
 das oberste Filstal nebst den Seitentälern und der
 Landschaftsteil Regenbogen auf der Gemarkung
 Wiesensteig (75 ha).
 Außerdem sind zahlreiche sogenannte „Sommerschaf-
 weiden“ auf den Gemarkungen von 13 Gemeinden
 mit zusammen rund 625 ha als Landschaftsteile
 geschützt.

Als *Landschaftsbestandteile* sind in die Landschafts-
 schutzkarte eingetragen:

Der Charlottensee bei UHINGEN,
 der Badpark in Bad Boll,
 eine Lindenallee in Bad Boll,
 eine Pappelallee in Göppingen,
 ein Vogelschutzgehölz bei Eislingen,
 eine Pappelreihe bei Salach und
 die Anlage bei St. Patriz bei Böhmenkirch.

c) *Naturdenkmale*

In 38 von 61 Gemeinden des Landkreises sind Natur-
 denkmale ausgewiesen:

Der Himmelsfelsen und der Albanusfelsen mit
 ihren Steilhängen auf Markung Eybach (Kletter-
 verbot vom 15. Februar bis 15. Juni), 170 Wei-
 denbäume, 1 Ufergehölz, 146 Lindenbäume, 1
 Lindengruppe, 8 Eichen, 5 Eiben, 3 Ulmen, 4 Bu-
 chen, 2 Eschen, 1 Ahorn, 1 Bergahorn, 1 Lärche,
 1 Pappel, 1 Sadebaum sowie 30 Felsen, davon 3
 mit Höhlen bzw. Grotten, 2 mit Wasserfall, 2 mit
 Burgresten und 3 mit Ringwällen. Weiter 5 Weiher
 und Hülben, 1 Höhle, 1 Vulkanembryo und 1 Erd-
 fall.

Weitere Naturschutzgebiete sind in Bearbeitung und Planung:

1. Die „Hausener Wand“ (Abb. 5)

Das Gebiet der „Hausener Wand“ war bisher als geschützter Landschaftsteil (Verordnung des Oberamts Geislingen vom 9. 8. 1937, Geislinger Zeitung vom 16. 8. 1937) eingetragen. Ihre geologischen, faunistischen und floristischen Sonderheiten sind jedoch so bedeutend, daß eine Aufwertung zum Naturschutzgebiet notwendig ist. Durch einen Bergsturz wurden die Weißjuraschichten von Alpha bis Delta freigestellt. Der Wechsel von Kalk- und Mergelbänken (vor allem in Gamma) sowie der Beginn der „Verschwammung“ im Delta ist deutlich zu verfolgen. Auch sind Verwitterungs- und Abtragungsformen gut zu beobachten. Neben der geologischen und landschaftlichen Bedeutung ist die Hausener Wand ein äußerst wertvoller Pflanzenstandort. Auf dem Gesteinschutt des Weißen Jura aller Schichten ist eine charakteristische Steppenheidegesellschaft teilweise als Volltrockenrasen (Xerobrometum) reich entwickelt. Offene, oft in „Treppen“ aufgelöste Rasen enthalten typische „Schuttstauer“. Auf der feinerdearmen, extrem trockenen und nach Süden exponierten Oberfläche der oberen Schwammfelsen und deren Rändern gegen den Steilabsturz findet sich die Gesellschaft der Felsenpflanzen der Steppenheide mit besonderen Raritäten. Schließlich erfordern fauni-

stische Kostbarkeiten ein zeitlich und räumlich begrenztes Kletterverbot. Es wurde vereinbart, daß aus ornithologischen Gründen in der Zeit vom 15. Februar bis 15. Juni jeden Jahres in der „Großen Hausener Wand“ (Augenstein – Walfisch – Schober) jegliches Klettern unterbleibt. Die Bezirksstelle hat am 8. 1. 1970 beim Regierungspräsidium einen entsprechenden Schutzantrag gestellt.

2. Das „Dachswiesle“ auf dem Hinteren Zwerenberg bei Gruibingen (Beschreibung und Würdigung in „Schwäbische Heimat“, Heft 4/69).

3. Der „Vordere Leimberghang“ bei der Kreuzkapelle auf Markung Gosbach. (Siehe O. Rathfelder: „Bedrohtes Landschaftsbild um die Gosbacher Kreuzkapelle“ in „Schwäbische Heimat“, Heft 1/1960).

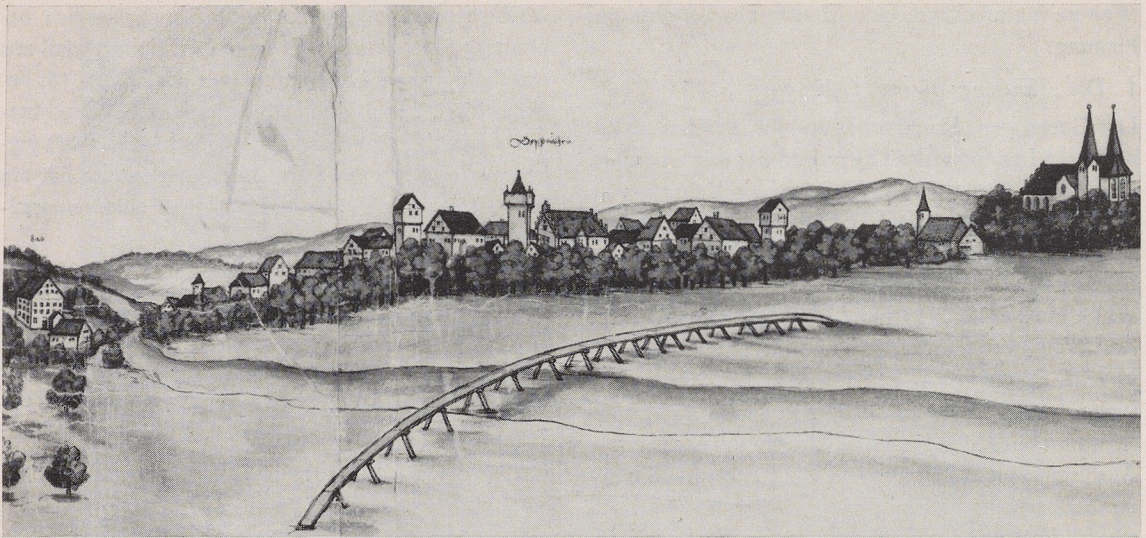
Darüber hinaus bleiben noch einige Wünsche offen. So sollen z. B. verschiedene Pflanzenstandorte, vor allem im Raum Gruibingen, erworben, geschützt und gepflegt werden. Auch bedarf die Landschaftsschutzkarte einer Ergänzung in Gebietsteilen des Albtraufs und im Geißentäle. Besonders begrüßenswert wäre es zudem, wenn die jahrelangen Bemühungen um die „Kaiserberge – Aasrücken und Rehgebirge“ im Naturschutzjahr 1970 erfolgreich abgeschlossen würden, um so der Bevölkerung aus den industrialisierten Tallandschaften der Fils und der Rems einen Naherholungsraum besser erhalten zu können.

Alte Mauer

Steine, nichts als Steine,
Moos darüber gezogen,
Farn aus Fugen sprossend.
Steine, nichts als Steine,
Hoch sich türmend
Dunkel vor hellem Himmel . . .
Atem der Jahrhunderte,
Feucht und kühl,
Wer fühlt ihn?
Die Zeit geht vorüber.
Aus den Steinen spricht sie,

Rieselt und rieselt
Tief in dich ein.
Schwermut steigt auf:
Aus den Steinen,
Aus dir selbst.
Du legst deine Hand
Auf das feuchte Moos,
Auf die kühlen Steine.
Du bist Jahrhunderte alt,
Jetzt vor der Mauer
Aus nichts als Steinen.

Otto Heuschele



1. Die Stadt um 1535 nach einer aquarellierten Tuschzeichnung am Hauptstaatsarchiv Stuttgart. Schefold Nr. 2170
(Foto: Sikora)

Göppingens Stadtbild im Wandel der Jahrhunderte

Von Manfred Akermann

Der unbefangene Fremde, der heute die Stadt Göppingen besucht, könnte beim Durchwandern der im rechten Winkel sich schneidenden Straßen der Innenstadt auf den Gedanken kommen, Göppingen sei eine jener regelmäßig angelegten Städtegründungen der Barockzeit, wie etwa Mannheim, Karlsruhe oder Ludwigsburg, und wer sich die Häuser, die ehrwürdigen grauen Giebelhäuser in der Hauptstraße mit ihren Krüppelwalmen, anschaut, der wird kaum einen Unterschied zu den Ludwigsburger Straßenschildern feststellen können. Und Ludwigsburg ist wenig älter als 250 Jahre. Aber dem ganz aufmerksamen Besucher fallen doch ein paar Gebäude auf, die älter als diese klassizistische Stadtanlage sind: ein Schloß und eine Kirche mit unverkennbaren Renaissanceelementen, ein paar stattliche Fachwerkhäuser zwischen einem Straßenzug kleiner windschiefer Häuschen, die ihre 300 oder 400 Jahre bestimmt auf dem Buckel haben, ein Rest der Stadtmauer und – ein wenig abseits der Innenstadt – eine Kirche im gotischen Stil.

Doch die Stadt ist älter, viel älter als irgendeines ihrer erhaltenen Bauwerke. Mit Recht schmückt sie

sich hie und da mit dem Attribut „Stauferstadt“, denn die Staufer waren es, die den alten alamannischen Vorort Geppingen zur Stadt erhoben. Wann dies genau gewesen ist, wissen wir nicht; eine Gründungs-urkunde hat sich nicht erhalten. Wir dürfen aber annehmen, daß Göppingen im Jahre 1154, als Kaiser Friedrich Barbarossa hier eine Urkunde für das Kloster Lorch ausfertigte, bereits Stadtrecht besaß.

Das Bild jener „Stauferstadt Göppingen“ ist uns nirgends überliefert. Kein Wunder! Ist doch diese Anlage schon im Jahr 1425 – der Überlieferung nach bis auf ein einziges Haus – abgebrannt; zu einer Zeit also, da es zuverlässige Stadtansichten noch nicht gegeben hat.

Ob die Stadt schon vor dem Brand von 1425 vergrößert worden war oder ob der Mauerring erst aus Anlaß des Wiederaufbaus erweitert wurde, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls besitzen wir erst von dieser erweiterten Stadtanlage einen genauen Plan, der, wenn auch erst aus dem Jahr 1782 stammend, das Bild des spätmittelalterlichen Göppingen getreu wiedergibt (Abb. 2). Wir begegnen auf diesem Plan allen jenen Gebäuden, die den verheerenden zweiten



2. Modell der Stadt vor dem Brand von 1782. Blick von Süden

(Foto: Akermann)

Stadtbrand von 1782 überstanden haben: Oberhofenkirche, Schloß, Stadtkirche, Alter Kasten, Storch, Adelberger Fruchtkasten, Marstall. Ein eindrucksvolles Bild über die Veränderungen des Stadtbilds verschaffen uns die verschiedenen Ansichten Göppings seit dem 16. Jahrhundert. Wir haben Glück, ein verhältnismäßig sehr frühes Bild der Stadt zu besitzen, eine kolorierte Federzeichnung auf einem Panorama der Filstallandschaft zwischen Geislingen und Göppingen, das um das Jahr 1535 entstanden ist (Abb. 1). Daß das Bild nach der Natur gezeichnet ist, ergibt sich aus vielen Einzelheiten. Glänzend beobachtet ist z. B. die leichte Hanglage der Stadt, die Lage des 1404 erstmals erwähnten Bades und die Oberhofenkirche, die bis in Einzelheiten mit dem heutigen Bauzustand übereinstimmt: Deutlich sind der gegenüber dem Langhaus erhöhte Chor, das Querschiff und die Fialen am Westgiebel zu erkennen. War man bisher der Annahme, die beiden Türme von Oberhofen seien ursprünglich nie ganz ausgebaut worden, sondern immer mit den erst vor etwa 80 Jahren entfernten Notdächern versehen ge-

wesen, so beweist das Bild ganz klar, daß die Turmhelme sehr wohl von allem Anfang an voll ausgebaut und mit Ziegeln bedeckt waren. Die Frage nach den seit dem 17. Jahrhundert veränderten Dachformen erklärt sich leicht aus der nach dem Kirchenbrand von 1562 notwendig gewordenen Wiederherstellung, die sich offenbar mit einer Notlösung begnügte. Neben der Kirche steht eine Kapelle, wahrscheinlich die 1431 gestiftete Hl. Kreuz- oder Bettelkapelle, von der der kleine Chor noch erhalten ist. Es ist der Zustand, den Graf Ulrich der Vielgeliebte ab 1436 geschaffen hat. Rätselhaft bleiben vorerst noch die Häuser und die Turmgruppe inmitten der Stadt. Am wahrscheinlichsten ist folgende Erklärung: Der am weitesten rechts stehende Turm mit dem Satteldach bezeichnet das Pfaffentor, den Stadtausgang in Richtung Oberhofenkirche. Daneben stehen die Gebäude der Adelberger Klosterpflege. Mit seinen Fialengiebeln und einem seitlichen Treppenturm bildet das spätgotische Rathaus den Mittelpunkt und die Zierde der Stadt. Links davon erhebt sich der mächtige Untere Torturm mit seiner die Stadtsilhouette krö-



3. Schloß und Stadtkirche nach einer Lithographie von Rösle Raith, um 1830. Schefold Nr. 2208

(Foto: Landesbibliothek Stuttgart)

nenden Haube. Links steht das turmartige Liebensteinische Stadtschloß, der heutige „Storch“; das Türmchen nahe der Fils dürfte zu der längst abgegangenen Wendelins-Kapelle gehören.

Das 16. Jahrhundert brachte als wichtige Veränderung den von Herzog Christoph befohlenen Schloßbau aus den Jahren 1552–1569. In dem Bild auf der Boller Landtafel des Philipp Gretter von 1602 macht er einen bescheidenen Eindruck, wie überhaupt Gretter es mit der Naturtreue in den von Boll weiter entfernten Orten nicht sehr genau genommen hat.

Um so exakter gibt uns Heinrich Schickhardt, der berühmte württembergische Architekt und Erbauer Freudenstadts, wenige Jahre später von einem Bauvorhaben Kenntnis, das die Stadt gerade zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges in Angriff genommen hatte, dem Stadtkirchenbau. Zahlreiche der Schickhardtschen Konstruktionszeichnungen werden heute noch am Württ. Hauptstaatsarchiv in Stuttgart als kostbarer Schatz gehütet.

Außerhalb der Stadtmauern gestaltete Schickhardt das alte Badhaus des Sauerbrunnenbads (1616–1618) um (vgl. unten Seite 93). Damit hat das alte Göppinger Stadtbild zweifellos seine schönste Ausprägung erreicht, und wir schätzen uns glücklich, daß Matthäus Merian im Jahr 1643 ein Bild der festen Stadt Göppingen geschaffen hat (Abb. 4). Die Ansicht ist von Westen aufgenommen und zeigt deutlich die Oberhofenkirche mit den notdürftig wiederhergestellten Türmen, das Schloß, die Stadtkirche und die Befestigungsanlagen. Auch das Bad hat uns Merian in seiner unübertrefflichen Manier überliefert. Die Barockzeit brachte einige wenige Veränderungen ins Stadtbild. Das Rathaus wurde 1746 von Joh. Ulrich Schweizer aus Deggingen „auf allen Seiten stark und wohl“ verblendet. Er erbot sich ferner, es „auch mit sauberer Stuccadorarbeit auszuführen, besonders aber an den 4 Ecken des Hercules, der das ganze Rathaus trage, nicht weniger vornen gegen der Straß das Fürstl. Wappen mit 2 großen Engeln mit Posaunen,

deßgleichen unterhalb der Uhr eine Jägerei von Stuccadorarbeit, sodann alle Kreuzstück mit Bantel- und Laubwerk, Muscheln, Drachen und Brustbildern zu verfertigen“. Leider gibt uns keine Entwurfs- skizze eine Vorstellung dieses festlichen Schmucks.

Einen hübschen Plan besitzen wir vom Oberen Tor- wachthaus, das 1775 in der Gegend des heutigen Schillerplatzes erbaut wurde (Abb. 5). Das Haus überdauerte den Stadtbrand von 1782, wurde jedoch 1830 abgebrochen, „da es durch sein auffallendes – ganz außer der Flucht gegen die übrigen Häuser an der Hauptstraße liegendes – Hervorragen einen gar üblen Eindruck“ machte. – Auch das Obere Tor selbst wurde um diese Zeit erneuert.

Nun aber traf jenes schreckliche Unglück die Stadt, das ihr Bild vollständig verwandelte und die Vor- aussetzung für ihre heutige schematische Anlage schuf: der Stadtbrand von 1782. – Ein prominenter Augenzeuge, der Bürgermeister der Stadt, Johann Georg Bracher, berichtet darüber:

„Es war der 25. August 1782, sonntags, am 13. nach Trinitatis; ein sehr heißer, doch düsterer Tag. Abends zog sich ein nicht schwer scheinendes Gewitter auf. Nach etlichen geschehenen Donnern kam gegen 8 Uhr abends ein solcher Blitz und Streich, derglei- chen sich wenig Alte erinnern gesehen und gehört zu haben, schlug in des Rotgerbers Johannes Wid- manns Haus auf dem sogenannten Bad ein, welches sogleich ohne zu retten in volle Flamme geriet. Die nächst dabei hinter und vor sich stehenden Häuser und Scheuern wurden von dem Feuer ergriffen. Kein Tropfen Wasser war im Anfang in der Stadt und durch die große Hitze und Dürre, die den ganzen Sommer gewesen, alles ganz dürr und leicht entzün- det. Es schien, die Luft sei voller Schwefel gewesen, wo nicht alle, doch die mehrsten Häuser haben oben



5. Wachthaus am Obertor nach einem kolorierten Auf- riß von J. J. Aigner, 1775 (Foto: Akermann)

nur wie ein Licht blau angefangen zu brennen. Das Feuer ergriff das große schöne Rathaus, welches nur auch wie ein blau Licht am obersten Türmle eine gute Weile gebrannt, endlich plötzlich in große Flamen kam. Von welch großem Gebäude die Häuser rechts und links zumal ergriffen und keine Rettung als zu fliehen übrig war. Viele von den Bürgern kamen nicht aus ihren Häusern nach dem Blitz, son- dern flüchteten gleich. Denen ist es gelungen, ihre Habseligkeiten zu retten, da hingegen die meisten, wie ich auch selber, all das Ihrige außer Betten,



4. Göppingen nach einem Kupferstich von Matthäus Merian, 1643. Schefold Nr. 2172

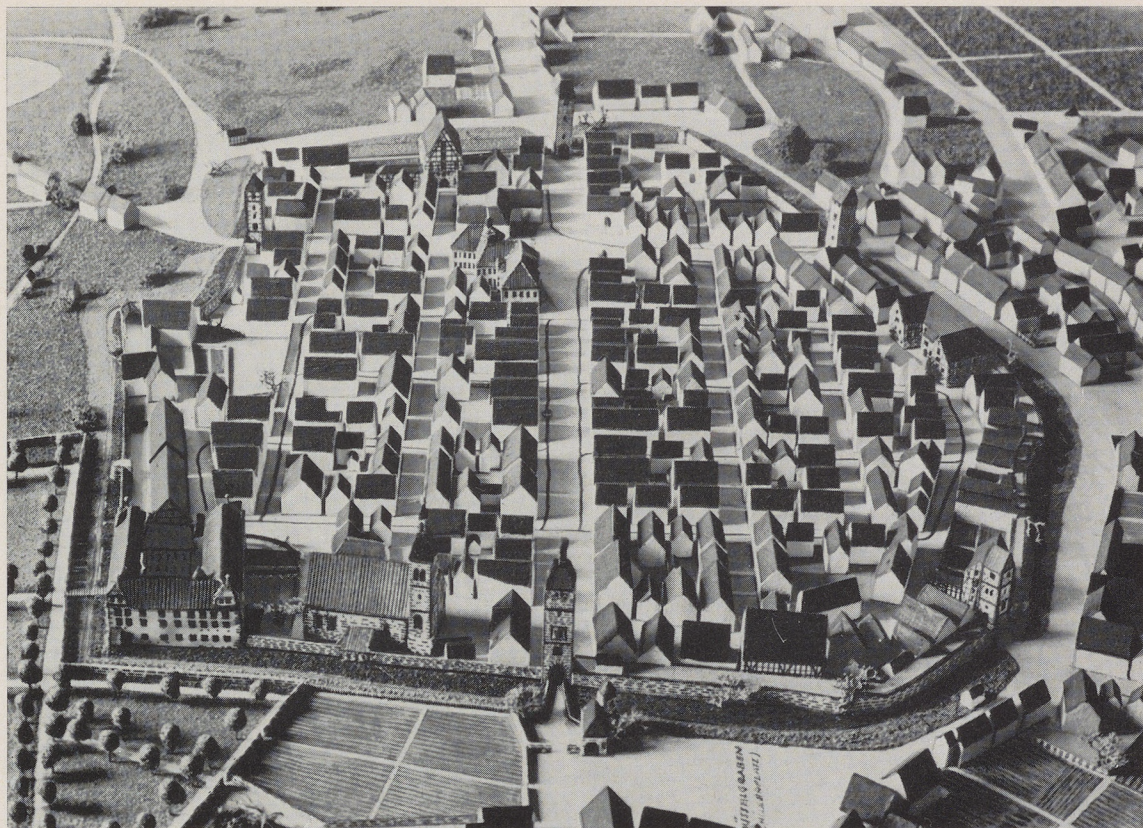
(Foto: Akermann)



6. Die Stadt nach dem Brand vom 25. August 1782. Ausschnitt aus dem Ölbild von Christoph Nikolaus Kleemann im Städtischen Museum Göttingen. Schefold Nr.2178 (Foto: Pabst)

Kleider und Leinwand im Brand verloren. Viele haben ihre Sachen in die Keller geflohen, welche die Unglücklichsten gewesen, indem die Keller ausgebrannt, mithin sie nichts, als was sie auf dem Leib gehabt, davon getragen. Das Betrüblichste war, daß Vielen, auch was sie noch gerettet, und vor die Tore hinausgebracht, durch Diebshände geraubt worden ist. In Zeit von 10, höchstens 12 Stunden war also

das schöne, nahrhafte Göttingen in die Asche. Jammer und Not drückt den Bürger; Eltern waren um ihre Kinder und diese um ihre Eltern betrübt, ob sie einander wiederfinden werden. Gegen 400 Häuser sind eingäschert und gegen 600 Familien sind die Unglücklichen, welche ihren Aufenthalt teils im Schloß, Bad, Vorstädten, im ganzen Amt auch außer Landes, teils in Hütten auf dem Felde gesucht



7. Modell der Stadt nach dem Wiederaufbau 1783–1786. Blick von Westen

(Foto: Akermann)

und gefunden haben und mit Jammer und Seufzen dem Winter entgegensehn; welchen aber der Herr bisher gnädig durchgeholfen, indem nicht nur von In- und Ausländern, sondern auch von unserem gnädigsten Herzog Carl über hundert Familien der Ärmsten von der Zeit des Brands an bis hieher (Lichtmeß 1783) jede Person täglich mit 1 Pfund Brot und jede Haushaltung mit 1 Pfund Fleisch versehen worden. Der Herr erweckte ferner Herzen, die sich der Notleidenden annehmen und ersetzte es mit seiner Segenshand 1000fach. Der Häuseranschlag beläuft sich gegen 400 000 Gulden, welche aber mit noch so viel nicht wieder gebaut werden können. Der Mobilienverlust auch ungefähr 400 000 Gulden.

Am nächsten Sonntag war von Herrn Special Cleß eine Feuerpredigt über Klagelieder Jeremiae Kap. 4 Vers 11 unter Vergießung vieler tausend Tränen gehalten. Barmherzigkeit hat der Herr erzeugt, daß keine Seele unter dem großen Flüchten und Gedränge

unter den Toren (welche alle 4 samt den schönen Türmen auch verbrannt) verunglückt, viel weniger kein Mensch um das Leben gekommen, denn der Herr ist ein Liebhaber des Lebens. Er wird sich auch wieder über uns erbarmen, denn er nicht von Herzen die Menschen plaget. Ja Herr, unsere Missetaten haben dieses Gericht wohl verdient, sonderlich unsere Sonntagssünden. Aber heile uns auch wieder, nachdem Du uns geschlagen hast, denn Deine Hand ist nicht verkürzt. Dein ist Rat und Tat. Dir sei die Ehre in Ewigkeit. Amen.

Auf das Neue Jahr 1783 aus Herrn Special Cleßens Ode:

Nun ist auch das Jahr zurücke,
wo die Stadt ihr Grabmal sah,
Sind doch noch die Tränenblicke
auf die Aschenhaufen da,
Bluten doch noch unsre Wunden,
die in keiner Heilung stehn,



8. Rathaus und Hauptstraße nach einer kolorierten Tuschzeichnung von Friedrich Kübler, 1827 (Foto: Wedekind)

Möchten doch die Jammerstunden
endlich auch vorüber gehn!
Schreibt ihr Bürger unsre Tage
tränennd zum Gedächtnis auf,
Daß man sie der Nachwelt sage,
setzt die Überschrift darauf:
Sehet hier die strengen Strafen
der erhabnen Gottheit an,
Der, wenn wir in Sünden schlafen,
so erschrecklich wecken kann!

Laß in den verbrannten Mauern
doch noch Treu und Einigkeit,
Gottesfurcht und Frieden dauern,
den die Zwietracht nicht zerstreut.
Laß uns doch die Glückessonne
nach dem Unglückswetter sehn
Und den Frühling unsrer Wonne
aus dem Grabe auferstehn.

Witwen, Waisen und die Armen,

die der bange Jammer drückt,
Laß an Deiner Brust erwarmen,
wo sie Deine Huld erquickt.
Kranke, die die letzte Stunde
und den Tod vor Augen sehn,
Laß durch Deine blutgen Wunden
in das Land des Lebens gehn!"

Besser noch als diese Worte vermag aber ein Bild, das 3 Tage nach dem Brand von dem Ulmer Maler Kleemann an der Brandstätte gemalt worden ist, das Ausmaß jener furchtbaren Katastrophe wiederzugeben (Abb. 6). Beim Anblick dieses trostlosen Trümmerfeldes drängen sich Erinnerungen aus der jüngsten Vergangenheit auf. 496 Gebäude lagen in Schutt und Asche: Alt-Göppingen war dahin! Glücklicherweise waren die an und außerhalb der Stadtmauern gelegenen öffentlichen Gebäude und Adelshäuser vom Brand verschont geblieben: Storchenturm – Alter Kasten – Stadtkirche – Schloß – Freihof – Oberho-



9. Anfänge der industriellen Entwicklung im Stadtbild um 1870. Schefold Nr. 2198 a

(Foto: Akermann)

fen – Adelberger Pflegehof – Herberge zu den 12 Aposteln.

Der Neubau der Stadt wurde sofort nach einem von Herzog Carl Eugen eigenhändig unterschriebenen Plan in Angriff genommen. Vom alten Stadtgrundriß blieb nur die durch die Stadtmauern vorgezeichnete Umgrenzung erhalten. Das Straßennetz wurde vollständig neu und für die damalige Zeit sehr großzügig entworfen. Dadurch änderten sich naturgemäß fast sämtliche Baugrundstücke, und es gab eine Unzahl von Streitigkeiten zu schlichten bis der Generalplan des Landesoberbauinspektors Groß in die Tat umgesetzt werden konnte. Die aufgelockerte Bauweise, die der herzogliche Bauplan mit sich brachte, bedingte, daß nicht mehr alle Bürger innerhalb des bestehenden Mauerrings Platz finden konn-

ten. Daher mußten zahlreiche Familien, vor allem sozial schwächere, außerhalb der Stadt, in den drei Karlstraßen angesiedelt werden. 1786 war mit der Fertigstellung des Rathauses der Wiederaufbau der Stadt beendet (Abb. 7).

Die neuerstandene Stadt präsentierte sich in klassizistischer Strenge und Nüchternheit – wie ihre Bewohner. Als „Altstadt“ ist sie uns, wenn wir den modernen Verkehr und einige Neu- und Umbauten abziehen, bis heute unversehrt erhalten geblieben (Abb. 8).

Das 19. Jahrhundert brachte dem Göppinger Stadtbild mannigfache Veränderungen. Die Stadtkirche erhielt 1845 einen neuen Turm, nachdem der alte, ein umgebauter Wehrturm an der Stadtmauer, baufällig geworden war. 1847 erreichte die Bahn mit



10. Die Papierfabrik J. C. Schwarz und Söhne nach einer Lithographie von G. Schrank, um 1855. Schefold Nr. 2197
(Foto: Akermann)

ihren umfangreichen Gleis- und Betriebsanlagen die Stadt. 1869 errichtete sich die neugebildete katholische Gemeinde ihre Kirche St. Maria, damals ganz am Stadtrand gelegen. Vor allem aber waren es die seit der Mitte des Jahrhunderts entlang der Fils entstehenden Industrieanlagen mit ihren mächtigen Schloten, die die Göppinger Stadtsilhouette merklich veränderten (Abb. 9).

Das Bild eines Industriebetriebs mag daher auch folgerichtig am Schluß der hier wiedergegebenen Göppinger Stadtansichten stehen (Abb. 10). Denn letzten Endes war es die Industrie, die der Stadt eine Entwicklung brachte, die sich am sinnfälligsten im

Vergleich einiger Einwohnerzahlen dokumentiert: 1770 – 3000, 1830 – 5000, 1880 – 10 000, 1900 – 20 000, 1939 – 28 000, 1970 – 48 000.

Daß Göppingen trotz seiner weiten Ausdehnung immer noch eine Stadt ist, in der man wohnen kann, daß sich an der Fils keine Fabrikwüste breitgemacht hat, das verdanken wir einmal den zu allen Zeiten bedächtigen Stadtvätern, zum anderen aber der einzigartigen Landschaft, für die jene bald 1000 Jahre, die vergangen sind, seit ein staufischer Herzog das alte Göppingen zur Stadt erhob, soviel bedeuten wie ein Tag.



2. Moderne Ladenpassage am Marktplatz

Projektionen der Zukunft

Von Hellmut Rohrer

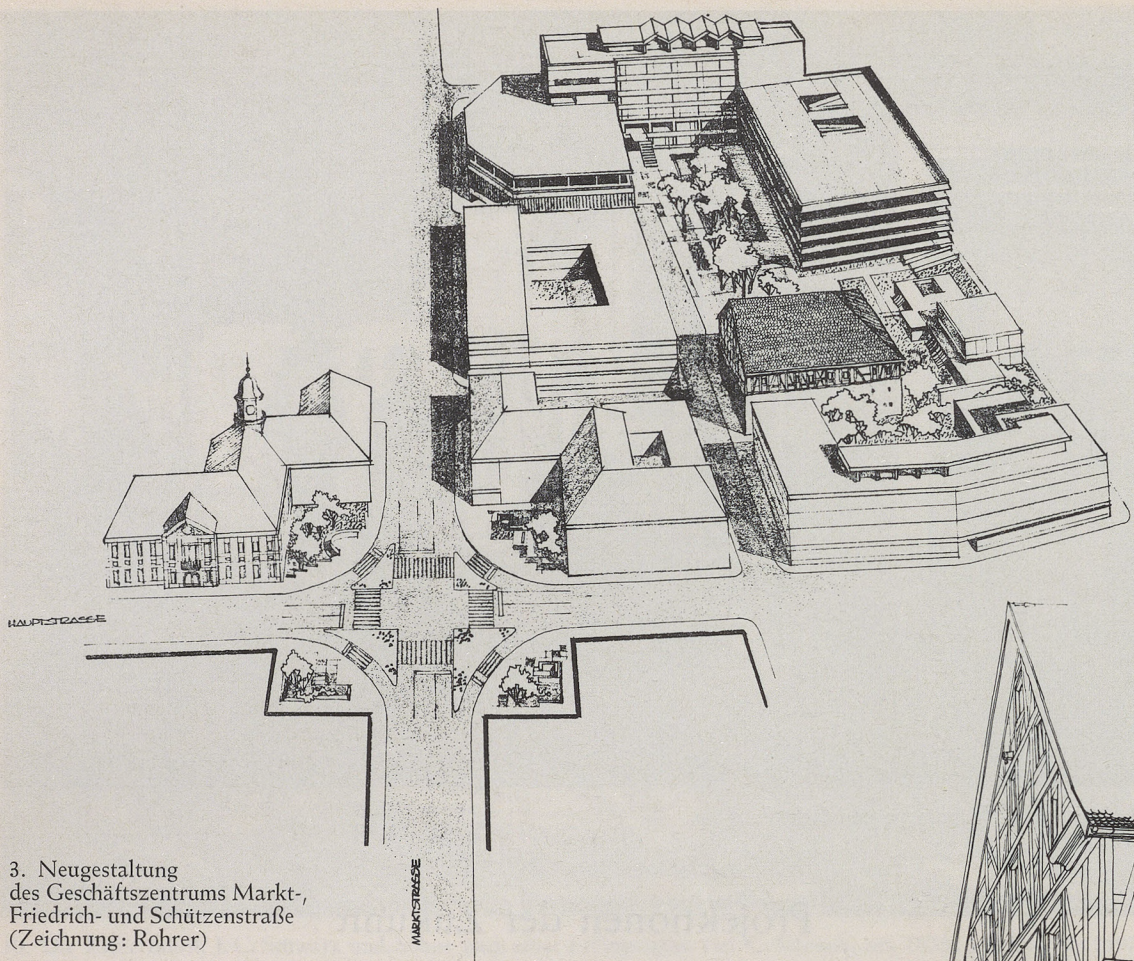
Die Innenstadt von Göppingen – eine sich dynamisch entwickelnde Industriestadt im Zentrum des Industriegebiets im Filstal – muß umgebaut und den zukünftigen Bedürfnissen ihrer Bewohner und Besucher angepaßt werden. Dazu ist es notwendig, städtebauliche Aktivitäten anzustoßen und sich ergebende Initiativen – mögen sie von der öffentlichen Hand ausgehen oder von privater Seite – aufzugreifen, zu fördern und zu versuchen, sie einem gemeinsamen Ziele einzugliedern. Dazu ist es weiter notwendig, dieses gemeinsame Ziel planerisch zu formulieren, also ein städtebauliches Konzept oder System zu entwickeln, das auf der einen Seite so ausreichend fixiert ist, daß das vorgestellte Leitbild der zukünftigen Stadtgestalt erreicht werden kann, jedoch andererseits genügend flexibel zu handhaben ist, um sich bietende Gegebenheiten und Gelegenheiten aller möglicher Initiativen entsprechend aufzugreifen (Abb. 1).

Das Stadtplanungsamt hat darum einen generellen Rahmen entwickelt, der gewissermaßen als Leitlinie die Richtung und Ziele der städtebaulichen Aktivitäten maßgebend beeinflussen und bestimmen soll. Der Plan weist u. a. insbesondere drei verschiedene Zonen aus, die sich in ihren strukturellen Gegebenheiten prinzipiell oder doch im Ansatz deutlich voneinander unterscheiden:

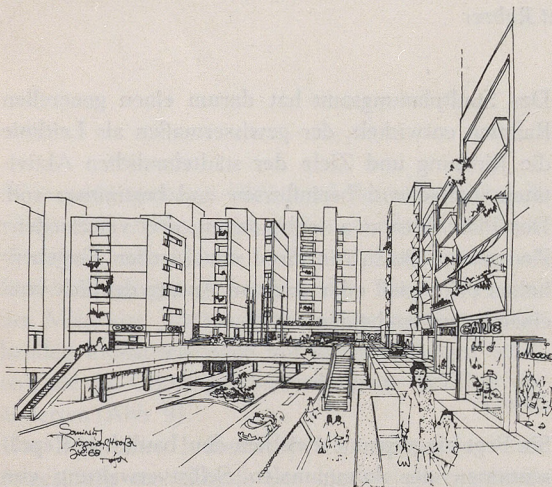
Zone I:

Sie liegt gespannt zwischen den baulichen Repräsentanten der kommunalen Selbstverwaltung von Stadt und Landkreis (geplantes zukünftiges Rathaus und Landratsamt).

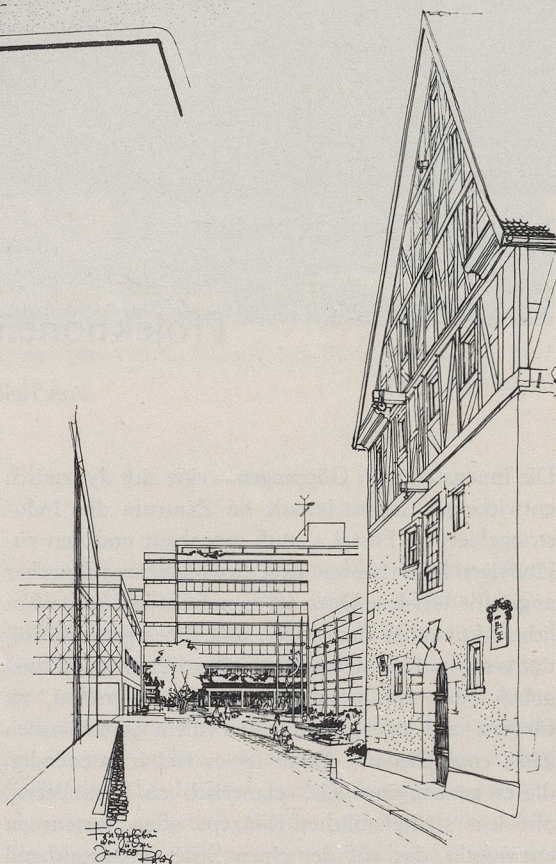
Dazwischen, eingebettet in z. T. großzügige Grünanlagen, Sitz und Standort weiterer Verwaltungen städtischer und staatlicher Funktion, Schulen verschiedener Art und Prägung. Ziel und Aufgabe für



3. Neugestaltung
des Geschäftszentrums Markt-,
Friedrich- und Schützenstraße
(Zeichnung: Rohrer)



7. Neugestaltung des Gebiets westlich des Schillerplatzes
in Verbindung mit der Diagonalstraße
(Zeichnung: Rohrer)



4. Künftiges Bild der Pflögstraße mit Adelberger Korn-
haus und Friedrichsbau
(Zeichnung: Rohrer)



5. Flächensanierungsprojekt „Staufen-Center“ in der Innenstadt

(Foto: Rohrer)

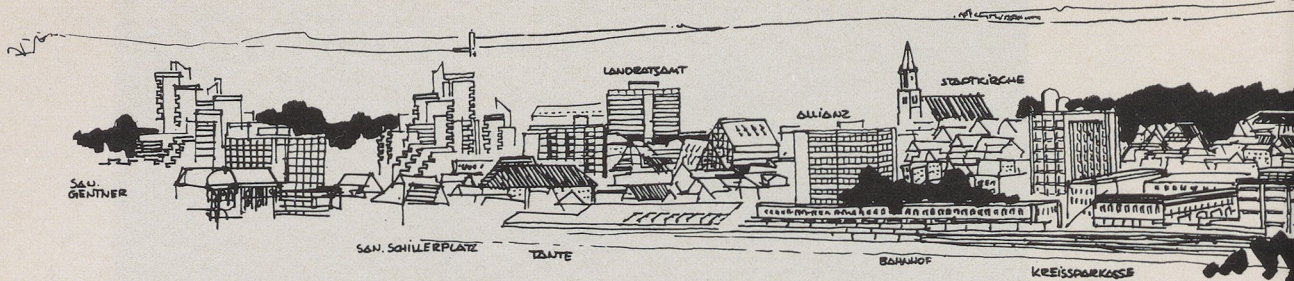
die Zukunft wird es sein müssen, diesen Bereich möglichst durchgehend von Osten bis Westen zu durchgrünen, um abseits und parallel zu der nördlichen Randtangente des Stadtkerns einen grünen Fußgängerbereich zu erhalten, der die einzelnen öffentlichen Einrichtungen untereinander verbindet.

Zone II:

An die oben kurz charakterisierte Zone der Verwaltung schließt sich südlich der eigentliche Stadtkern, als konzentrierter Geschäftskern für Handel und Dienstleistungen an. Er findet seine größte Verdich-

tung und Ausprägung im Bereich der geschichtlichen, klassizistischen Stadtanlage mit ihrem rechtwinkligen und engmaschigen Straßennetz.

Die vorhandene Bausubstanz kann in der Regel als dreigeschossige Randbebauung in geschlossener Bauweise klassifiziert werden, mit zum großen Teil voll ausgebauten Dachgeschossen, was schließlich eine nahezu volle viergeschossige Nutzung ergibt. Die gegebene Situation ist weiter durch Kleinparzellierung gekennzeichnet, wobei diese Einzelparzellen nahezu 100 % überbaut sind. Die früher vorhandenen Hofräume sind heute oftmals durch Schuppen,



1. Zukünftiges Panorama der Göttinger Innenstadt

(Zeichnung: Rohrer)

Remisen u. ä. Bauteile „genutzt“, eine Bebauung, wie man sie sich in dieser Lage, im Zentrum der Stadt nicht unwirtschaftlicher vorzustellen vermag. Handelt es sich doch um den am intensivsten bebauten und genutzten Stadtbereich Göttingens, mit höchsten Grundstückspreisen und hoher wirtschaftlicher Rendite. Es darf mit Recht festgestellt werden, daß dieser Teil des Stadtkerns als intensives Dienstleistungszentrum nicht nur für die Bewohner der Stadt Göttingen allein, sondern weit über eine nur örtliche Bedeutung für Versorgung und Dienstleistung hinaus einen zentralen Standort im Filstal darstellt. Diesen Standortvorteil gilt es zu nutzen und in seiner überörtlichen Bedeutung weiter auszubauen und zu verstärken.

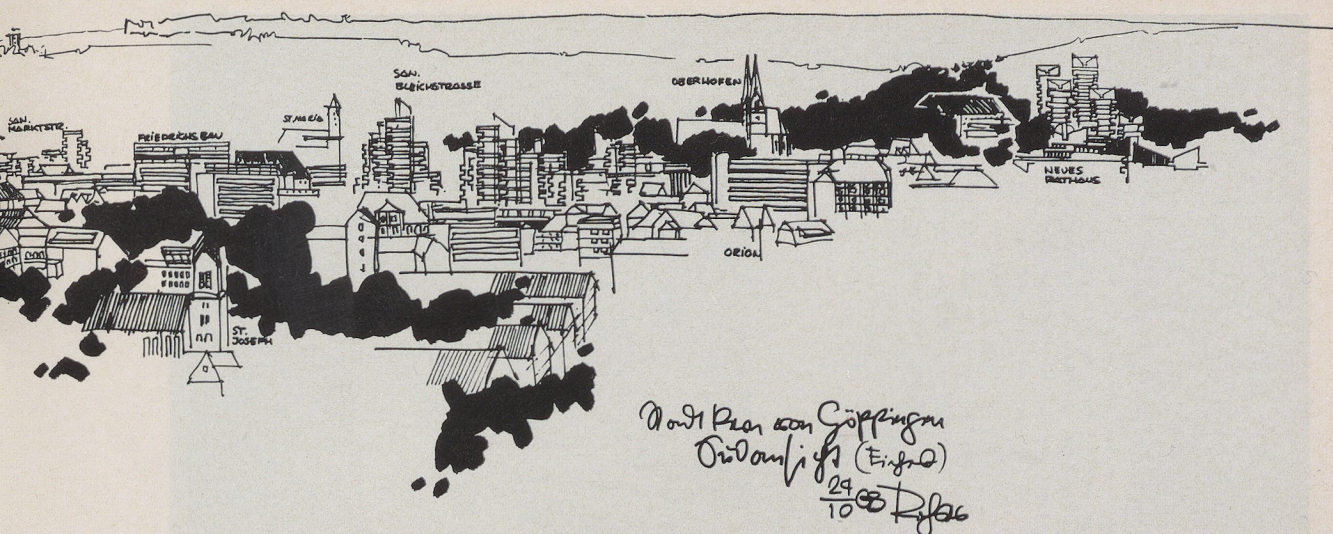
Im Zusammenhang mit dieser kurzen Bestandsaufnahme dürfen einige Andeutungen über die verkehrliche Situation innerhalb dieses Kernbereiches nicht fehlen:

1. Der fließende Verkehr ist an ein mittelalterliches bzw. klassizistisches Straßennetz gebunden, mit einer durchschnittlichen Breite von etwa 6,00 m mit beidseitigen Gehwegen. Die Fahrbahnen sind bereits dem heutigen Pkw-Verkehr in keiner Weise mehr gewachsen, sie sind unübersichtlich und verstopft. Die Hauptgeschäftsstraße ist zugleich Hauptdurchgangsstraße, sie zerschneidet den Kern in zwei Teile.
2. Der ruhende Verkehr ist nahezu ausschließlich auf die öffentliche Straßenfläche angewiesen, wobei den Dauerparkern mittels Parkuhren an besonders ausgewählten Stellen die für Handel und Wandel, für Umschlag und Umsatz so dringend benötigten Parkierungsflächen abgerungen werden. Innerhalb der vorhandenen alten Bauquartiere sind keine, oder nur im untergeordneten Maße, Parkierungsflächen vorhanden und in neu erstellten Gebäuden kann der baurechtlich notwendige und nachzuweisende Parkraumbedarf

bei weitem nicht ausreichend nachgewiesen werden. Die vorhandene Kleinparzellierung läßt eine sinnvolle Unterbringung notwendiger Abstellflächen nicht zu. Die durch einen Neubau notwendig werdende Parkierungsfläche wird zum überwiegenden Teil abgelöst.

3. Der Fußgängerverkehr schließlich ist stark behindert. Die außerordentliche Zunahme des motorisierten Verkehrs und die damit einhergehende Verbreiterung der Fahrbahnen hat ganz allgemein dem Fußgänger einen wesentlichen Teil seiner früheren Bewegungsfreiheit genommen: Das Stadtzentrum ist weithin nur noch Schnittpunkt kanalisierter Verkehrsströme, das dem Fußgänger kaum mehr die Möglichkeit zum freien Entfalten, zum „Handeln und Wandeln“, Einkaufen und Bummeln, zum Kontakt von Mensch zu Mensch einräumt. Die ursprünglich dem Fußgänger vorbehaltenen Bereiche im Gefüge der Stadt, Marktplätze, Plätze vor Kirchen, vor Rathäusern sind längst vom fließenden und ruhenden Verkehr in Anspruch genommen; der Fußgänger ist an die Platzwand gedrängt. Das Ziel einer Neuordnung der Stadtmitte wird es mit sein müssen, sein ihm angestammtes Recht zurückzugeben. Eine Stadtmitte in ihren zentralen Bereichen frei von den Gefahren des Fahrverkehrs wird weit attraktiver, für Kunden und Geschäftsmann weit anziehender sein können, wird wieder für Besucher und Bewohner zu dem mit vielseitigem Leben erfüllten gemeinsamen Wohnraum im Freien, der „guten Stube“ der Stadt.

Als Hauptbedingung jedoch für ein solches Herz einer Stadt, für eine mit vielseitigem Leben erfüllte Stadtmitte muß der verwöhnte Bürger von heute rings um die Stadtmitte, in unmittelbarer Nachbarschaft zu den Fußgängerbereichen parken können, es muß z. B. in Form von Parkhäusern oder verschiedener übereinander gelagerter Verkehrsebenen



ein genügend großes Angebot von Parkflächen für den ruhenden Verkehr geschaffen werden.

So könnte es sein, daß dieser Teil des Kerngebietes eines Tages bei nahezu vollständiger Überbauung der Erdgeschoßebene, auch in den bisher nicht befriedigend gestalteten Hinter- bzw. Innenzonen, genutzt wird durch attraktive Läden und Geschäfte, durchzogen von Passagen, angelegt also als eine fußgängerbetonte Stadtmitte.

In diesem Sinne könnte ein großzügiger Umbau eines Geschäftshauses im Bereich des Marktplatzes ein treffliches Beispiel für Anfangs- und Ausgangspunkt einer Intensivierung und gesteigerten Attraktivität des Geschäftskerns der Stadt Göttingen darstellen (Abb. 2). Dieser Umbau zeigt die Verwirklichung einer Planungs-idee, nämlich durch Aushöhlen der Erdgeschoßebene Passagen zu schaffen, die die klassizistischen Bauquadrate möglichst allseitig durchqueren, um damit dem Fußgänger zugleich mit reizvollen und attraktiven Einkaufsmöglichkeiten gedeckten und geschützten Durchgang vor Wind und Wetter und vor den Gefahren des Verkehrs zu gewähren. Man stelle sich vor, daß ausgehend von diesem ersten Anfang sich eines Tages ein Gewebe vielfältig sich kreuzender, sich ergänzender Passagen und Durchgänge entstände; daß sich dem Fußgänger allein zugeordnete Bereiche offener und überdeckter Räume anböten: Ein Einkaufszentrum wäre geschaffen, das durch Reiz und Vielfalt, durch Attraktivität und Originalität die Konkurrenz „auf der Grünen Wiese“ nicht zu fürchten bräuchte.

Ein anderes Beispiel einer innerstädtischen Umbau- und Sanierungsmaßnahme ist die z. Z. im Entstehen begriffene Neubebauung im Bereich des Adelberger

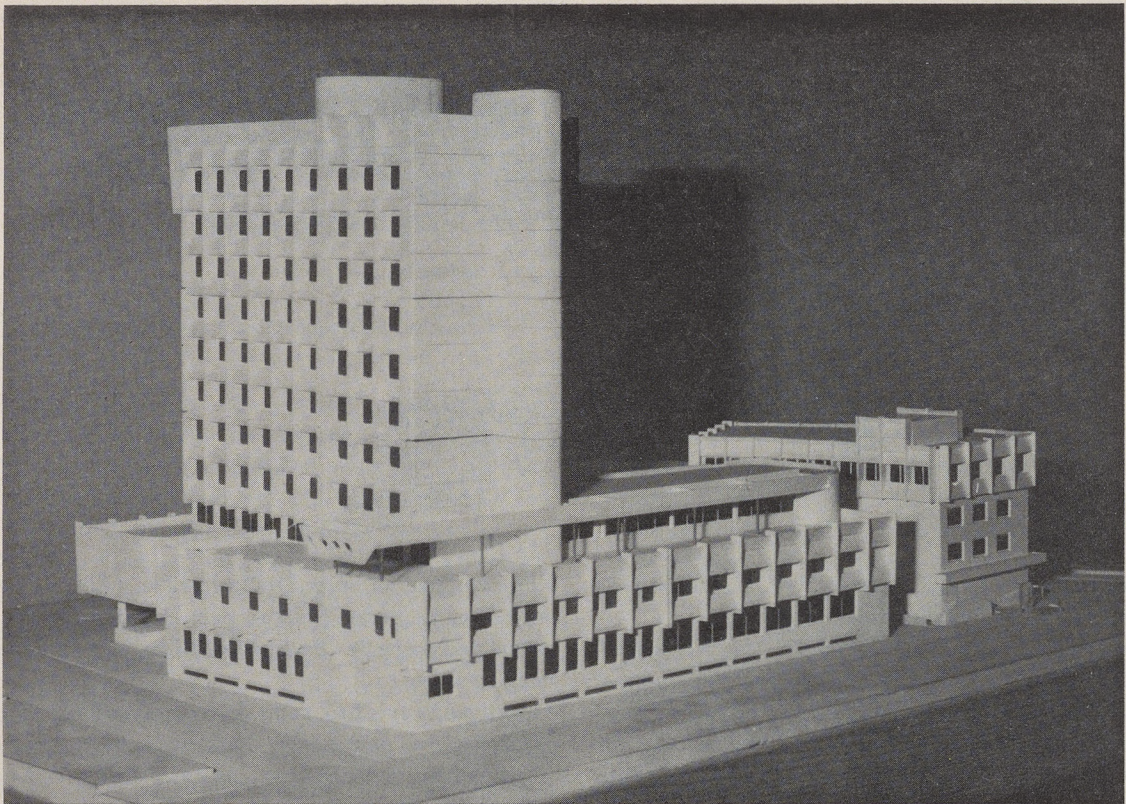
Fruchtkastens an der Schützenstraße (Abb. 3, 4).

Auch hier ist daran gedacht, dem Fußgänger große zusammenhängende Bewegungsflächen zur Verfügung zu stellen:

Eingespannt zwischen dem alten Fachwerkbau des Fruchtkastens, dem ersten Parkhaus, einem neuen Verkaufshaus und dem sog. „Friedrichsbau“, einem sechsgeschossigen Verwaltungs- und Dienstleistungsgebäude, soll ein ausschließlich dem Fußgänger vorbehaltener Platz entstehen, der abseits vom Verkehr durch reizvolle Gliederung und „Möblierung“ – z. B. durch Blumenrabatten, Bänke, Kinderspielflächen, durch Brunnenanlagen, Ausstellungsvitrinen, Fahnen u. a. m. – zum Verweilen locken und inmitten des Kernbereiches der Stadt gewissermaßen zu einer Oase der Ruhe und Beschaulichkeit werden könnte.

Zone III:

Ging die Planung in der Zone II im großen ganzen davon aus, daß nur sog. Objektsanierungen durchgeführt werden, die sich in die vorhandene bauliche Struktur einfügen müssen, so ist die Zone III im Gegensatz dazu insbesondere dadurch charakterisiert, daß hier Flächensanierungen durchgeführt werden müssen (Abb. 5). Diese sanierungswürdigen Gebiete im weiteren Kernbereich der Stadt legen sich ringförmig um den engeren Geschäftskern der Zone II. Der Rahmenplan weist innerhalb dieser Zone sogenannte Verdichtungszentren aus, die in ihrer Größenordnung sowohl in horizontaler als auch vertikaler Ausdehnung die vorhandene bauliche Struktur sprengen und im Zusammenhang gesehen werden müssen. Sie umstehen ringförmig den Geschäftskern, finden ihren Anfang im Nordwesten im Kreisverwaltungs-



6. Modell des Erweiterungsbaus der Kreissparkasse Göttingen

gebäude, setzen sich über bereits vorhandene punktförmige Akzente fort* und enden im Nordosten der Stadt im geplanten Komplex des neuen Rathauses. Es ist selbstverständlich, daß die Standorte dieser Verdichtungscentren nicht planerisch exakt bestimmt sind, sondern nach den jeweils sich stellenden Umständen, nach Gegebenheiten und Möglichkeiten der Privatinitiative sich ausrichten. Neben Geschäfts-, Büro- und Ladenflächen sollen insbesondere in dieser Zone Wohnungen aller Art in weitgehender Verdichtung und Konzentration geschaffen werden.

Es ist mithin Sinn und Absicht des Rahmenplanes, die vorhandenen baulichen Strukturen entweder weiter ausbauen und verdichten zu können, soweit es die örtlichen Verhältnisse zulassen, oder andererseits Chancen und Möglichkeiten aufzuzeigen, die vorhandene Bausubstanz durch völlig neue Strukturen zu ersetzen.

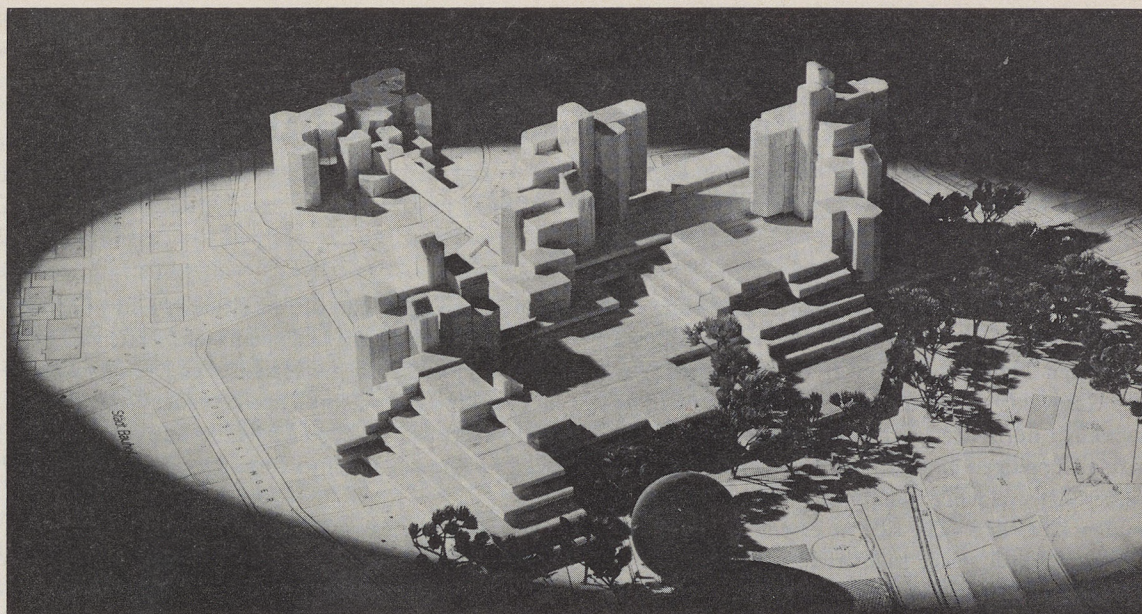
Es ist darüber hinaus mit ein Ziel des Rahmenplans,

* Z. B. Wohnhochhaus an der Grabenstraße, Allianzhochhaus, Hochhaus der Kreissparkasse.

durch Schaffung von Wohnungen im Kernbereich oder an seinem Rand, die Rückkehr des Menschen in die Stadt zu ermöglichen. Gerade in den letzten Jahren ist in einem verstärkten Maße eine Bevölkerungsbewegung hin zu attraktiven Orten spürbar geworden.

Der deutlich zu spürende Trend zur Rückkehr in die Stadt soll entsprechend aufgefangen und in positiver Weise genutzt werden. Es kann damit wirkungsvoll der eingetretenen gesellschaftlichen Verarmung der Innenstadt begegnet werden. Es wird notwendig sein, einen breiten Fächer von Wohnungsarten anzubieten, denn nicht nur das Appartement, sondern auch die familiengerechte Wohnung in der Stadt wird zur Verlebendigung der Stadtmitte notwendig sein.

Ein sehr anschauliches Beispiel für diese Art Planung ist die Sanierung im Bereich Bleichstraße (Architekt: Erdmann Kimmig, Stuttgart [Abb. 6]), am südöstlichen Rand des Geschäftszentrums gelegen, wo ein bisher bestehender Industriebetrieb mit Hilfe der Stadt in ein bereitgestelltes Industriegelände verlagert wird und an dessen Stelle ein großzügiges



8. Flächensanierungsprojekt „Palette“ an der Hohenstaufen-, Post- und Großeislinger Straße

Sanierungsprojekt zur Durchführung kommt. Der inzwischen rechtskräftige Bebauungsplan, in gemeinsamer engster Fühlungnahme zwischen Planung, Architekt und Bauherr entwickelt, gestattet eine weitgehende Verdichtung in der Geschossfläche zugunsten einer Auflockerung in der Grundfläche. Dabei ist die Anlage einer Tiefgarage für die notwendigen Pkw-Abstellplätze zwingend vorgeschrieben und damit eine lebendige Gestaltung der Erdgeschoßebene für einen durchgehenden Fußgängerbereich (Läden, Passagen, Grünflächen, Spielplätze usw.) möglich.

In Verbindung mit diesem Fußgängerbereich wird eine teilweise überdachte Marktzone entstehen, die in Zukunft den städt. Wochenmarkt aufnehmen soll. Damit wird ein weiteres belebendes, interessantes und anziehendes Moment in dieser Neubebauung realisiert.

Zwei weitere projektierte Flächensanierungen – die eine im Westen der Stadt (Schillerplatz), die andere im Osten (Palette) – vermitteln zusammen mit der Sanierung Bleichstraße eine ungefähre Vorstellung von dem Ausmaß des geplanten Umbaus der Stadtmitte und insbesondere auch von den entscheidenden Wandlungen im Gesicht der Stadt.

Im Bereich des Schillerplatzes erlaubt die Gunst der topographischen Situation eine konsequente Trennung von Fahrzeug- und Fußgängerebenen. Während sich in der unteren Ebene der Parkierungsbereich für die Autos, die Anlieferung an die Läden

und Lager befindet, wird sich dem Fußgänger auf der oberen Ebene ein Geflecht von Läden, Restaurants oder anderen Möglichkeiten zum Bummeln und Einkaufen darbieten, eine Zone, die ihm vorbehalten ist, die kein Auto kreuzt, der aber direkt darunter ein genügend großer Parkbereich zugeordnet ist, verbunden durch Treppen- und Aufzugsanlagen, sowohl im Freien, als auch innerhalb der Geschäfte (Abb. 7).

Eine solche Zone wäre wohl so attraktiv, daß sie an allen Tages- und Abendzeiten mit Leben erfüllt wäre, zumal auch hier in den Geschossen über der Ladenebene ein reichhaltiges Angebot der verschiedensten Wohnungsarten und -größen zu finden wäre. Ähnliches gilt im grundsätzlichen auch für das Sanierungsprojekt „Palette“, das in seiner Größenordnung und Lage eine ganz besondere Chance für die Neubebauung der Stadtmitte zu werden verspricht (Abb. 8).

Es wird aus dem Obengesagten erkennbar sein, daß durch die Größenordnung der angestrebten Sanierungen und vor allem durch die Vertikalstrukturen in der Zone III das Gesicht der Stadt einer durchgreifenden und nachhaltigen Wandlung unterworfen sein wird.

Daß sie ihr Gesicht nicht verliert, daß vielmehr etwas unverwechselbares Neues entsteht, etwas das Identitätsgewinn für die Stadt, für ihr inneres Leben und ihre äußere Gestalt erbringt, ist das eigentliche Anliegen und Ziel aller gemeinsamen Bemühungen.

Göppingen — Mittelpunkt eines bedeutenden Wirtschaftsraumes

Von Helmut Lehle

Wenn man auf der Schwäbischen Albstraße von Urach nach Wiesensteig fährt oder von Gmünd her über den Hohenstaufen, von Wißgoldingen durch das Lautertal oder von Heidenheim her über Böhmekirch durch das idyllische Roggental in unseren Kreis Göppingen hineinwandert, findet man eine fast unberührte reizvolle Landschaft vor, die nicht vermuten läßt, daß man sich in einem Kreis befindet, der hinsichtlich seiner Industriedichte (Anteil der Industriebeschäftigten an der Gesamtbevölkerung) und seiner industriellen Produktion mit an der Spitze aller Landkreise Baden-Württembergs steht und mit so hochindustrialisierten Kreisen wie Ludwigsburg, Böblingen und Esslingen konkurriert. Das Bild ändert sich allerdings radikal, wenn man etwa von Stuttgart her auf der zum Teil neu ausgebauten B 10 in den Kreis Göppingen gelangt. Betrieb reiht sich an Betrieb, die Siedlungen der Gemeinden wachsen so nah zusammen, daß es dem Fremden schwerfällt, zu erkennen, wo die eine Gemeinde aufhört und die andere beginnt.

Hier ist im Vergleich zu anderen hochstrebenden Wirtschaftsräumen schon sehr früh ein „Industrieband“ entstanden, das man ohne Zweifel mit dem von E. Jünger geprägten Ausdruck einer Werkstattlandschaft bezeichnen kann. Trotzdem erweckt hier die industrielle Massierung im Gegensatz zu vielen Gebieten, wie zum Teil im Ruhrgebiet, wegen der schönen Landschaft nicht den im allgemeinen bei stark industrialisierten Gebieten üblichen tristen Eindruck. Mit einer Gesamtfläche von 610,5 qkm und 61 Gemeinden steht der Landkreis Göppingen an der Spitze im Großraum Stuttgart. Hinsichtlich seiner Einwohnerzahl (nahezu 215 000) steht er hinter Stuttgart, Ludwigsburg und Waiblingen an 4. Stelle in Nordwürttemberg.

Die topographisch bedingte Ballung im Filstal wird deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß in den 10 Filstalgemeinden, also $\frac{1}{6}$ aller Kreisgemeinden, etwa 65 %, bezieht man die aufstrebende Lautertalgemeinde Donzdorf ein, 70 % der Kreisbevölkerung ansässig sind. In den 4 wirtschaftskräftigsten Gemeinden, den Städten Geislingen, Eislingen, der Kreis-

stadt Göppingen und der hinsichtlich Einwohnerzahl und Wirtschaftskraft bedeutendsten Gemeinde Ebersbach wohnt nahezu die Hälfte aller Kreiseinwohner. Die nachfolgende kleine Tabelle verdeutlicht, in welch außerordentlich starkem Maße die Struktur des Kreises Göppingen von seiner Industrie geprägt wird.

Die Industrie nach Kreisen Dezember 1969

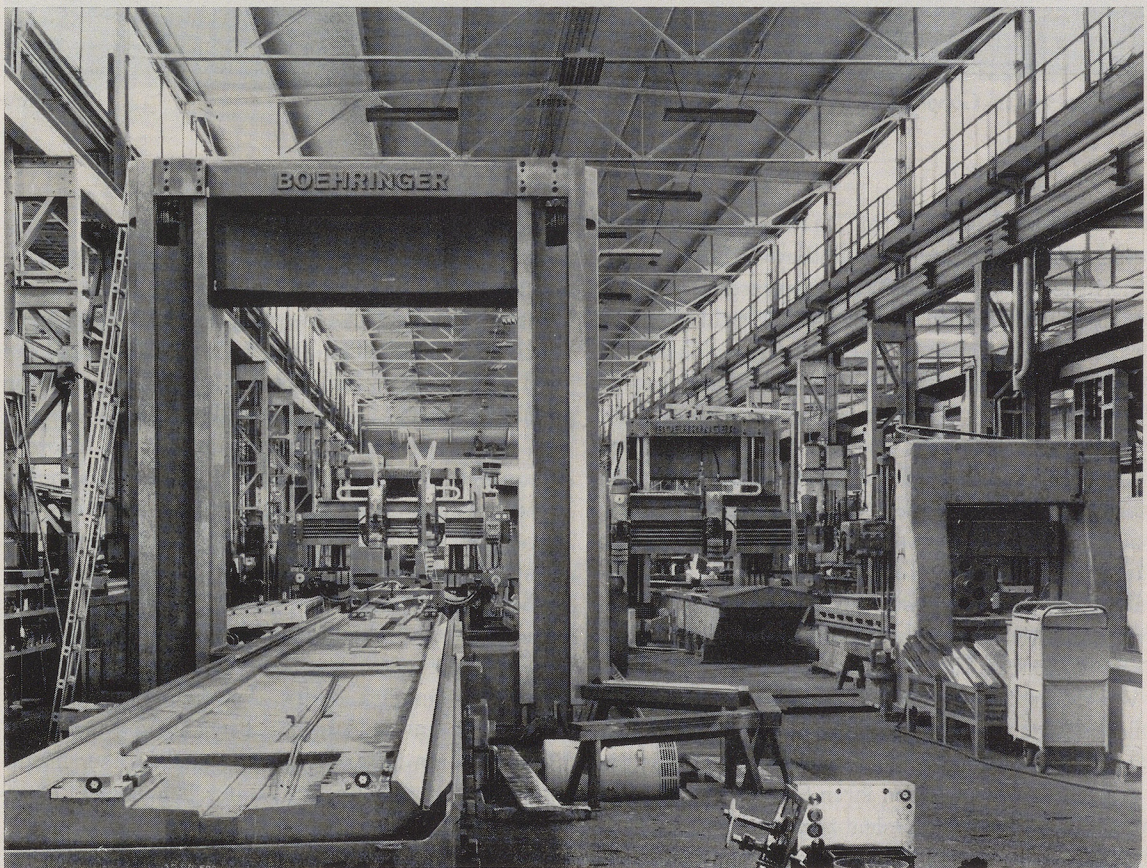
Kreis Regierungs- bezirk Land	Betriebe	Beschäftigte ohne Heimarbeiter		Umsatz ohne Handelsware	
		ins- gesamt	dar- unter Arbeiter einschl. gewerb. Lehrl.	ins- gesamt Umsatz- steuer	dar- unter Ausland
Stadtkreise					
Stuttgart	590	158 565	103 380	1 149 690	303 300
Heilbronn	140	27 429	20 144	118 350	13 714
Ulm	105	34 274	22 886	188 153	46 539
Landkreise					
Aalen	152	30 728	23 210	111 993	24 262
Backnang	120	16 916	12 626	75 149	13 851
Böblingen	188	55 310	39 257	114 000	31 613
Crailsheim	86	6 123	4 925	18 417	1 206
Esslingen	297	47 771	34 555	198 081	45 260
Göppingen	324	53 537	41 134	204 908	39 689
Heidenheim	120	33 166	25 457	96 914	24 020
Heilbronn	196	27 046	21 161	131 436	38 739
Künzelsau	42	7 628	5 914	38 785	7 409
Leonberg	147	16 170	11 769	64 074	10 639
Ludwigsburg	304	55 580	41 917	263 831	56 977
Mergentheim	37	3 685	2 966	12 192	1 531
Nürtingen	239	34 306	26 329	126 955	26 336
Ohringen	57	5 526	4 537	12 770	1 025
Schw. Gmünd	191	23 606	18 490	78 230	11 747
Schw. Hall	83	6 389	5 094	21 132	2 183
Ulm	107	7 613	6 150	30 329	3 381
Vaihingen	153	19 681	15 839	71 834	14 360
Waiblingen	301	41 168	31 652	166 744	34 166
Nord-					
württemberg	3 979	712 217	519 392	3 293 967	752 947

Wenn wir schon bei der Besiedlung eine starke Konzentration der Wohnbevölkerung im Filstal festgestellt haben, so gilt dies in noch viel stärkerem Maße für den Industriebesatz, der sich mit wenigen Ausnahmen auf das Filstal und seine Nebentäler (Lautertal, Täle) bzw. das Gebiet Boll-Heiningen beschränkt. Diese Feststellung wird allein schon da-

durch bewiesen, daß von den im Oktober letzten Jahres gezählten 53 390 Industriebeschäftigten (das ist über die Hälfte aller Erwerbspersonen) weit über $\frac{2}{3}$ in den Filstalgemeinden mit den genannten Ausläufern beschäftigt sind. Auch die Pendlerstatistik, die übrigens eine starke Fluktuation zwischen den Gemeinden aufweist, macht dies mit einem starken Einpendlerüberschuß deutlich. In die genannten 4 größten Filstalgemeinden (Geislingen, Eisingen, Kreisstadt Göppingen und Ebersbach) pendeln täglich 22 500 Menschen in der weit überwiegenden Anzahl aus den übrigen Kreisgemeinden ein, während nur etwa 8 600 teilweise in die Nachbargemeinden, teilweise auch in den Wirtschaftsraum Stuttgart auspendeln.

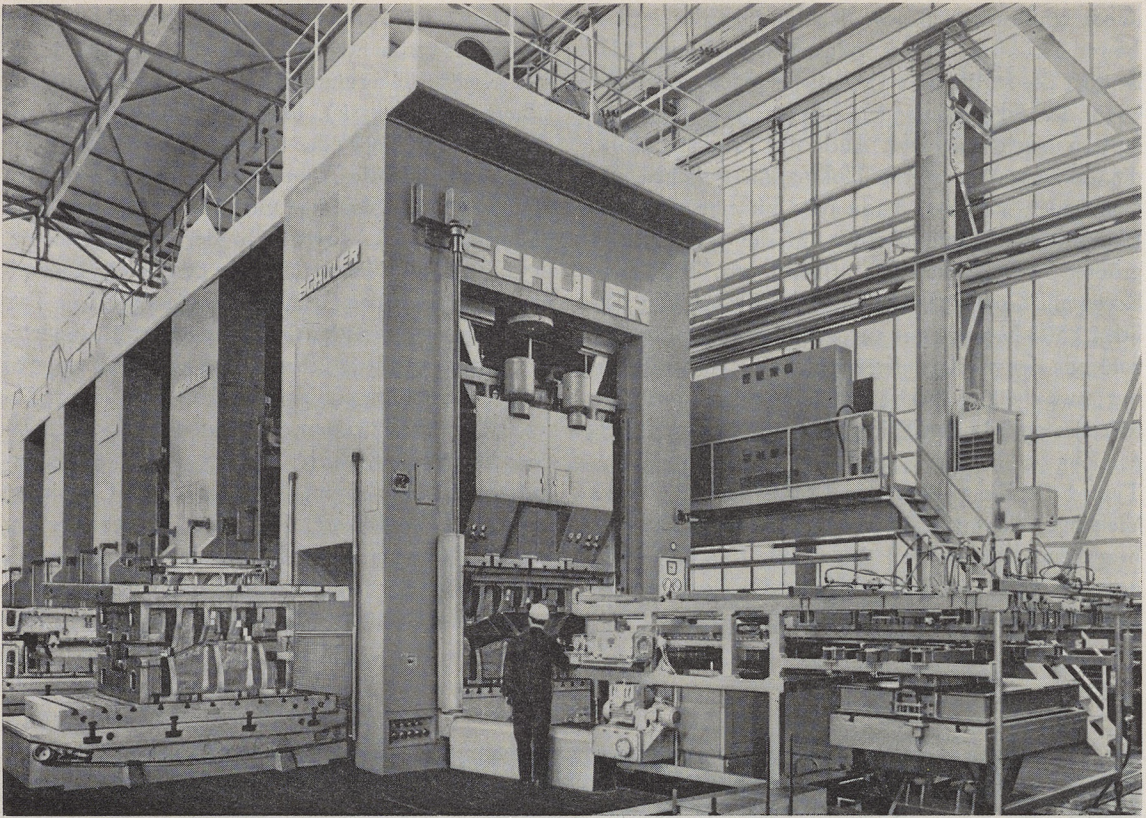
Typisch für die sogenannte „Filstalindustrie“ ist ihre Vielschichtigkeit und Differenziertheit hinsichtlich der Branchengliederung und der Größe der Unternehmen. Besonders bemerkenswert ist die Mischung von Investitionsgüter- und Konsumgüterindustrie, die

struktur- und konjunkturpolitisch betrachtet einen wünschenswerten Stabilisierungseffekt ergibt (für unsere Kreisbevölkerung auch in Zukunft eine relativ sichere Existenzbasis). Fast alle industriellen Branchen sind hier mehr oder weniger stark vertreten. Da das Filstal mit die frühesten Besiedlungen unseres Landes erlebte, haben hier viele der sogenannten Traditionsindustrien, namentlich der Textilindustrie, ihren Standort. Hieraus und aus den bereits genannten topographischen Gründen resultiert auch die Tatsache, daß die wirtschaftliche Expansion in den letzten 10 Jahren relativ geringer war als in den anderen vergleichbaren Industriekreisen mit stark expandierenden Industriezweigen, wie etwa der Kfz-, Elektro- oder Elektronikindustrie. Hieraus darf aber keinesfalls abgeleitet werden, daß der Kreis Göppingen wirtschaftlich stagniert. Nicht wenige der hier ansässigen Unternehmen haben Niederlassungen in anderen Teilen der Bundesrepublik und darüber hinaus im Ausland, sogar in sehr fernen Ländern wie Bra-



Gebr. Boehringer GmbH, Göppingen: Hobelmaschinen-Montage 1968

Aufnahme Frey



Schuler-Pressen, Göppingen

Werkfoto

silien und Indien, errichtet, ein Beweis für unternehmerische Tatkraft und Wagnisbereitschaft. Manche Unternehmen, deren Erzeugnisse Weltruf genießen, exportieren mehr als $\frac{3}{4}$ ihrer Gesamtproduktion. Ein weiteres typisches Merkmal ist der verhältnismäßig hohe Anteil der sogenannten mittelständischen Betriebe, die sich trotz der in den letzten Jahren stark bemerkbar machenden Konzentrationstendenzen durchaus wettbewerbsfähig erwiesen haben und auch in Zukunft ihre wirtschaftliche Position behaupten werden.

Dem steht nicht gegenüber, daß von den in 326 Industriebetrieben arbeitenden 53 390 Beschäftigten in den 4 größten Unternehmen nahezu $\frac{1}{4}$ tätig sind. Von diesen 4 Unternehmen hat das mit nahezu 6 000 Beschäftigten größte Unternehmen, die Württembergische Metallwarenfabrik, seinen Sitz in Geislingen, die übrigen 3 haben ihren Sitz in der Kreisstadt Göppingen, dem zentralen wirtschaftlichen Mittelpunkt des Kreises. Die wirtschaftliche Kraft des Landkreises zeigt sich auch darin, daß er die zweit-

höchste Quote an ausländischen Arbeitskräften aufweist.

Wenn auch die Einwohnerzahl der Stadt Göppingen eine leicht rückläufige Tendenz aufweist – wohl mit ein Zeichen des wachsenden Wohlstands, weil man heute bevorzugt etwas außerhalb der Stadt wohnt –, so wird jedem Besucher unmittelbar der Eindruck vermittelt, sich in der Metropole des Filstaales zu befinden. Mit rund 24 000 Beschäftigten (einschl. Baugewerbe) ist hier ein Drittel der wirtschaftlichen Kapazität des Kreises ansässig. Nahezu 13 000 Menschen pendeln täglich mit Bahn, Bus und in zunehmendem Maße mit eigenem Kraftfahrzeug nach Göppingen hinein, um hier ihr Brot zu verdienen, aber auch um aus dem reichen Angebot eines stark expandierenden Handels aller Betriebs- und Vertriebsformen ihren Bedarf zu decken und darüber hinaus am gesellschaftlichen und kulturellen Leben teilzunehmen.

Die Vielschichtigkeit der wirtschaftlichen Betätigungen im Filstal und im besonderen Maße in der Kreis-



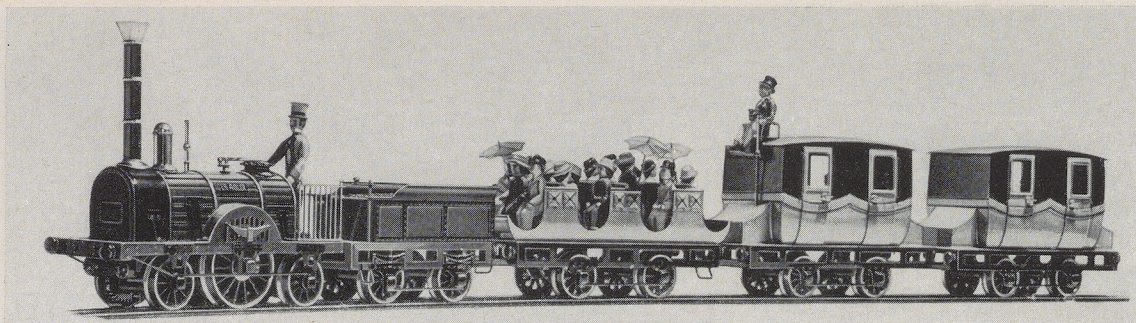
Haus Märklin von der Stuttgarter Straße aus gesehen

Werkfoto

stadt Göppingen bedingen ein relativ hohes Angebot an kommunalen und gewerblichen Dienstleistungen. Auf dem kommunalen Sektor muß vor allem dem steigenden Verkehrsaufkommen durch eine ständige Verbesserung des Straßennetzes für den Nahverkehr Rechnung getragen werden. Darüber hinaus entstehen bei einer derart dichten Besiedlung, wie sie das Filstal um Göppingen herum aufweist, viele Probleme, die in dieser Größenordnung in weniger industrialisierten Gebieten nicht so gravierend auftreten. In Erkenntnis dieser Zusammenhänge und richtiger Beurteilung zukünftiger Erfordernisse hat die Stadt schon vor 16 Jahren eine Stadthalle erbaut, die nicht nur von Institutionen und Vereinen der näheren Umgebung verwendet wird, sondern auch gerne und häufig für große Kongresse und ähnliche Veranstaltungen in Anspruch genommen wird. Außerdem hat die Stadt vor 8 Jahren ein nach modernsten Gesichtspunkten erbautes Hallenschwimmbad mit Gesundheitsbädern und sonstigen modernen Sondereinrichtungen und erst vor 2 Jahren eine Sporthalle errichtet, die den Ansprüchen für internationale

Wettbewerbe genügt. Vor kurzem konnte ein modernes Parkhaus eröffnet werden, und schon zeichnen sich weitere sehr aufwendige Planungen ab, wie die jetzt gerade ihrer Bestimmung übergebene Schlamm- aufbereitungsanlage, vor allem aber die in Kooperation mit anderen Gemeinden geplante Müllverbrennungsanlage mit einem geschätzten Aufwand von etwa 15 Millionen DM und nicht zuletzt die sich auf Grund unserer veralteten Bauordnung so schwierig gestaltenden Maßnahmen der Stadtkernsanierung. Die Industrie- und Handelskammer hat für mittelständische Betriebe und auch für eigene Zwecke ein auf das modernste eingerichtetes Rechenzentrum aufgebaut. Sämtliche Großbanken sind neben der leistungsstarken Kreissparkasse und vielen Genossenschaftsbanken vertreten. Die Stadt bietet also in steigendem Maße Dienstleistungen, die man von einem industriellen Mittelpunkt dieser Bedeutung erwartet.

Wir haben eingangs schon erwähnt, daß Struktur und Lebensweise der Bewohner des Kreises Göppingen von der Industrie bestimmt werden. Um so erfreu-



Märklin-Modell der ersten deutschen Eisenbahn „Der Adler“ Nürnberg–Fürth

licher ist es, daß trotz dieser dichten industriellen Besiedlung der landschaftliche Reiz unseres Bezirkes erhalten geblieben ist. Es darf allerdings nicht verhehlt werden, daß es unsere Landwirtschaft bei den teilweise kargen Bodenverhältnissen auf der Alb in

Zukunft schwer haben wird, ihre Existenz zu erhalten und daß sorgfältig überlegte Strukturmaßnahmen notwendig sind, diesen Erwerbszweig und damit letzten Endes auch unsere reizvolle Landschaft zu erhalten.

Das Christophsbad in Göppingen

Vom Mineralbad zur neurologisch-psychiatrischen Privatklinik

Von Werner Landerer

Wenn die Stadt Göppingen erstmals um die Wende des 12. Jahrhunderts in der Geschichte Erwähnung findet, so ist das für den „Sauerbrunnen zu Göppingen“ sogar erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts der Fall. Der Grund dafür dürfte in dem ersten großen Brand von Göppingen liegen, dem 1425 mit der ganzen Stadt auch sein Rathaus zum Opfer fiel und mit ihm alle Akten, die über die frühe Geschichte der Stadt und ihres Sauerbrunnens Aufschluß zu geben vermochten. Für Brunnen und Bad bleibt das ein unersetzlicher Verlust. Wir müssen uns damit zufriedengeben, daß die erste Urkunde, die vom Göppinger „Swalbrunnen“ spricht und im Staatsarchiv Stuttgart liegt, vom 5. März 1404 stammt. Als solche erste Urkunde sei sie wörtlich angeführt:

„Ich Sefrid von Zülhart ritter, vergiche offenlich mit disem brief das mir der houch geboren, min gnediger herre Graf Eberhart von Wirtemberg zu ainem rechten manlehen gelihen hant, sinen Swalbrunnen zu Gepingen mit aller zugehorunge, und hat mir den gelihen mit worden und mit hannden, als sitt und gewonlichlehen sint ze lihen, und waz er mir billichen und von rechts wegen daran lihen soll, doch ym, sinen Erben und mannen ihre lehen und recht an iren lehenschaften behalten, und in unschädlich daran, und sol ich ym davon tun und gebunden sin, als lehensman

sinem lehen herren von sinem lehen billichen und von recht tun sol an alle geverde. Und dez zu ainem warem urkunde, so gibe ich dem vorgenannten minem gnedigen Herren, Graf Eberhart von Wirtemberg disen brief besigelt mit minem aigen anhangenden insigel, der geben ist an Mitwochen nach dem Suntag Oculi jn der vastun, da man zalt von Crists geburt vierzehnhundert jaur und vier jaur.“

Von 1404 bis 1464 war der Göppinger Sauerbrunnen ein Lehen der Herren von Zillenhardt, denen kurze Zeit bis 1503 die Herren von Schechingen folgten. Über den Bestand an Gebäuden um den Brunnen zu damaliger Zeit läßt sich nichts Sicheres aussagen, es sei denn, daß in einer Urkunde von 1417 von zwei Badhäusern und in einer solchen von 1461 von einem Wirtshaus die Rede ist. Als das Lehen 1503 an das Haus Württemberg zurückfiel, scheint der Badbereich in einem sehr desolaten Zustand gewesen zu sein, berichtet doch der „Keller“ von Göppingen darüber, daß „fast alles zergangen, denn bey den Edelleuten es gar schlecht gehalten worden ist; es haben allweg die Badknecht geregiert“.

Als großer Freund des Göppinger Bades, der es häufig besuchte, ließ Herzog Christoph von Württemberg seine Überholung und Erweiterung planen mit recht interes-

santen Einzelheiten vor allem auch an sanitären Verbesserungen, ohne daß freilich der noch erhaltene Plan zur Ausführung kam. Ob dem Herzog die Kosten zu hoch sein wollten, ob ein Einspruch der Stadt Schuld trug, den sie im Interesse ihrer Wirte einlegte – wir wissen es nicht. Erst der bekannte Baumeister Heinrich Schickhardt (1558–1634) hat unter Herzog Johann Friedrich 1616–1618 das vorhandene Badhaus zu einer zweistöckigen geräumigen Badherberge um- und ausgebaut. Ihm, der auch die Göppinger Stadtkirche erbaute, verdankt das „alte Badgebäude“ im wesentlichen die Gestalt, in der wir es noch heute vor uns sehen, nachdem im Inneren mehrfach eine weitgehende Erneuerung erfolgte und vor allem gerade noch kurz vor dem ersten Weltkrieg ein völlig neues Gebälk unter das hohe, weitgespannte Dach eingezogen wurde.

Unter der herzoglichen Verwaltung war der Badbereich allmählich erheblich vergrößert und abgerundet worden. Das sogenannte große und kleine Moser'sche Haus, ursprünglich im Besitz der Familie Moser von Filseck, kamen hinzu. Nach allen Seiten offen ließ das Bad um jene Zeit wohl die liebevolle Betreuung durch die württembergischen Fürsten erkennen, und nicht umsonst trägt es noch heute den Namen seines besonderen Gönners, Herzog Christoph von Württemberg. „Damit die Gäste einen angenehmen Spaziergang möchten genießen können“, wurden zu Anfang des 18. Jahrhunderts Alleen angelegt. Eine „Allee mit Zwetschgenbäumen“ – auf herzoglichen Befehl schon 1689 gepflanzt – führte zur Stadt und sollte „denen Spaziergängern neben der kühlen, angenehmen Bewegung anstatt eines eventails dienen und zugleich als Parasol vor den Sonnenstrahlen beschirmen“.

Gäste kamen vor allem im 17. Jahrhundert von nah und fern und gehörten den verschiedensten Ständen an. Außer den Grafen und nachmaligen Herzögen von Württemberg kam aber vor allem viel Adel und Hochadel zum Göppinger Bad. Dafür nur ein Beispiel: 1633 traf Johann-Friedrich, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Bayern, Jülich, Kleve und Berg mit seiner Gemahlin ein und mit ihnen „5 Kammerjungfern, 1 Hofrat von Pleissental, 1 Medikus Siegismundus Rothelius, 1 Sekretarius, 2 Kammermägde, 1 Page, 1 Trompeter, 1 Kurschreiber, 3 Kammerdiener, 2 Laquaien, 1 Koch, 2 Marstallknechte, 3 Leibkutscher, 3 Nebenkutscher, 6 Personen mit 5 Packwägen, 1 Kanzleidiener, 33 Pferde“. Der Astronom Kepler zählte aber ebenso zu den Badgästen wie ein Erbprinz von Norwegen.

Der Göppinger Sauerbrunnen, der damals auch in den noch bis ins 19. Jahrhundert üblichen Tonkrügen sogar die Donau hinunter bis nach Wien versandt worden sein soll, war nach dem Stand des medizinisch-naturwissenschaftlichen Wissens der Zeit für nahezu alle denkbaren Leiden gut. Eine Schrift „Das Göppinger Bethesda“, 1668 erschienen und verfaßt von dem „Hochedlen, gestrengen und hochgelehrten Herrn Martinus Maskosky, weitberühmter Practikus und Medicinae Licentiatius, auch

hochf. zu Württemberg Rat und Leibmedicus ... Inspector ordinarius des edlen Sauerbrunnens und Wunderbades zu Boll“ läßt darüber, wie über das Badeleben der Zeit, Näheres wissen. Der Gast hatte danach um 5 Uhr aufzustehen, weil die frühe Morgenstunde die bequemste zum Trinken sei. Um 6 Uhr ging es nach oder besser vor dem Frühstück zur Quelle oder ins Bad, woran sich ein Spaziergang anzuschließen hatte „in langsamem Tempo und nicht wie etliche, die laufen, als wenn sie von einer Tarantula gestochen wären oder den Veitsanz tanzen müßten“. In den einfachen Badstuben im Erdgeschoß des Badgebäudes wurde in kupfernen Wannen gebadet, die sich noch lange im Hause erhalten hatten. Darüber befanden sich die Gasträume, wo gespeist wurde. „Speiſtaxen“ von damals befinden sich noch im Staatsarchiv Ludwigsburg und im städtischen Archiv Göppingen. Nur wenige der rund 50 darauf verzeichneten Gerichte seien herausgegriffen:

1 Voessen auf 1½ Pfund	4 Kr.
1 Erbsen Suppen	3 Kr.
1 paar gebackene Ayer	3 Kr.
1 Hammelschlegel oder Kalbsbraten zu braten	18 Kr.
1 halbpfund Vorellen von eins	13 K.
1 Hasen zu spickhen u. zu braten	18 Kr.
1 gebratene Enten	22 Kr.
1 mittelmässiger Cappaunen	45 Kr.

Gereicht wurden um 1700 bei den einfachen Mahlzeiten 4–6, bei den gehobenen 7–9 Gänge. Die Zimmerpreise schwankten nach dem „Verzeichnuss der Namen (Wolf, Greifen, Schwanen, Storchen u. a.) u. Tax der Gemach in der großen Sauerbrunnen Bad Herberg“ zwischen 51 Kr. und 1 fl. 40 Kr. ganz erheblich. Auf ihren Stuben sollten die Gäste nach Tisch 1 Stunde, aber nicht länger, ruhen, Ergötzlichkeiten mit Unterredungen, Spiel und Musik und ein Spaziergang, nur ausnahmsweise nochmal Brunnen trinken, sollten sich anschließen, bis man um 7 Uhr zu Abend speiste, sich bis 9 Uhr mit einem Diskurse erfreute und dann in Gottes Namen schlafen ging.

Nahezu 2½ Jahrhunderte stand das Bad unter Verwaltung der herzoglichen Regierung, deren Pächter die Badwirte waren. Es erreichte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts seinen Kulminationspunkt. Dann aber wirkten sich offenbar die langwährenden kriegerischen Verwicklungen des 17. und 18. Jahrhunderts auch auf das geruh-same Dasein des Göppinger Bades aus. Der Besuch ging so zurück, daß der Badwirt Christoph Herrmann 1742 klagt, nur noch ein Badgast habe sich eingefunden. Immer geringere Gewinne und gar Verluste ließen die Stuttgarter Regierung schließlich das Bad abstoßen. Nachdem 1745 das große Moser'sche Haus an Hofbäcker Ferdinand Schwarz verkauft wurde, ging das Bad selbst laut Kaufbrief vom 6.2.1747 an den Stadtschreiber-inskribenten Georg Leonhard Seitz über und damit fanden die über 250 Jahre ihr Ende, die das Christophsbad im Besitz des Hauses Württemberg war.

Unter wechselnden Besitzverhältnissen gerieten Bad und



Herzog Christoph
von Württemberg (1550–1568)
Aufnahme Akermann

Quellen zunehmend in Verfall. Immerhin versagte offenbar die Stadt dem Brunnen ihre Aufmerksamkeit nicht ganz. 1828 ließ sie von einem Oberwasserbaudirektor Duttenhofer ein Gutachten über den Brunnen und evtl. Verbesserung seines Zustands fertigen. Das städtische Interesse wird verständlich angesichts der Tatsache, daß auf Grund eines Servituts die Bürger der Stadt von alters her das Sauerwasser für ihren Mundbedarf kostenfrei an der Quelle füllen durften und heute noch füllen dürfen. Der für das Bad wenig erfreuliche Zustand fand damit sein Ende, daß am 16. November 1839 die „große Badherberge“ zunächst gemeinsam von dem damaligen Badearzt von Boll, Dr. Ludwig Heinrich Palm, und Dr. Heinrich Landerer, der sich 1838 als praktischer Arzt in Göppingen niedergelassen hatte, erworben wurde. Heinrich Landerer war wohl von Anfang an der führende Kopf dieser Gemeinschaft. Kurz zuvor hatte er sich am 23. 7. 1839 mit Thekla, Tochter des Finanzkammerdirektors Werner und Schwester von Gustav Werner, dem unter dem Namen Vater Werner bekannt gewordenen Gründer des Reutlinger Bruderhauses, vermählt.

Als bald setzte nun eine umfassende Neugestaltung des Bades einschließlich einer Neufassung der Quellen ein. Das umgebaute und erneuerte Bad hatte immerhin schon im Sommer 1840 wieder zahlreiche Gäste. Die Bäder scheinen großen Zuspruch gefunden zu haben und der Versand des Mineralbrunnens wurde wieder aufgenommen und dehnte sich offenbar rasch aus. Trotzdem schied ein vorübergehend in der Person eines Gastwirts Karl Grässlen aufgenommener Teilhaber schon 1845 wieder aus und ihm folgte 1846 Dr. Palm, so daß das Bad nunmehr im Alleinbesitz der Familie Landerer war, wenn man den Schwager Landerers, Gustav Werner, hier einschließt, der ihm beisprang, indem er um 15 000 fl. Palms Anteil übernahm. Gustav Werner wurde so zum Teilhaber am Christophsbad und ist das bis 1858 geblieben. Als zu Anfang der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts die große Krise über das Reutlinger Bruderhaus kam, mag daraus die Verpflichtung verstanden werden, die nunmehr Heinrich Landerer seinen Schwager unterstützen ließ, mit dem ihn über das verwandtschaftliche Verhältnis hinaus eine tiefgehende Freund-

schaft verband. Nur seine an ihre Kinder denkende Gattin hat ihn damals davon abgehalten, sein Göppinger Haus im Werke seines Schwagers aufgehen zu lassen.

Heinrich Landerer setzte jetzt der Badekuranstalt ein Ende und nahm zunächst vor allem psychisch Kranke im Anschluß an die Familie auf. Seine Neigung gehörte zunehmend der Psychiatrie. Im Herbst 1851 bereiste er studienhalber psychiatrische Anstalten des „Auslands“, das damals schon jenseits der Grenzen von Württemberg begann. Gefördert durch den über das Schwabenland hinaus bekannten Psychiater Albert Zeller, Vorstand der staatlichen Heilanstalt Winnental, der ihm zum väterlichen Freund wurde, eröffnete Landerer am 1. Mai 1852 mit 3 Kranken eine psychiatrische Heilanstalt. Dazu gehörte Mut, auch wenn das Land damals einen Zuwachs an Betten für Geisteskranke begrüßen mußte, denn es lag in der Fürsorge für diese gegenüber anderen deutschen Ländern weit zurück. In den nur zwei staatlichen Anstalten, Winnental und Zwiefalten, mit je 200 bis 300 Betten gab es lange Wartezeiten für Aufnahme von Kranken und eine psychiatrische Klinik in Tübingen bestand noch nicht.

Das Christophsbad hat dieser Lage seine außerordentliche Entwicklung der ersten Jahrzehnte zu danken. Nach anfänglicher Zurückhaltung schloß die württembergische Regierung 1853 mit Landerer einen ersten Vertrag, wonach er gegen die Verpflichtung, baldmöglichst 50 Kranke der öffentlichen Fürsorge aufzunehmen, ein erstes zu 3 % verzinsliches Darlehen von 10 000 fl. erhielt, und schon 1874 beherbergte seine Anstalt über 390 Patienten. Sie stellte damit 22 Jahre nach Gründung fast die Hälfte der in Württemberg vorhandenen psychiatrischen Krankenbetten!

Unter dem Einfluß seines Schwagers und Freundes Gustav Werner haben Heinrich Landerer bei seiner Gründung hohe sozial-christliche Ideale geleitet. Sein Haus sollte „ein Haus des christlichen Sozialismus sein ... in dem innigsten Wechselwirken mit den gleichartigen Werken Werners“ (Zitat aus dem Briefentwurf an einen Freund), und so hat denn auch Werner viele Jahre, als ihm die Kirchen des Landes verschlossen waren, in der Hauskapelle des Christophsbades seine öffentlichen Vorträge im Raum Göppingen gehalten.

Privates Gewinnstreben lag Heinrich Landerer völlig fern, allein der Eigengesetzlichkeit des privaten Wirtschaftsunternehmens konnte er auch für seine private Krankenanstalt nicht entsagen, sollte sich diese entwickeln und bewähren. Das mag der Verwirklichung seiner Ideale schmerzlich empfundene Grenzen gesetzt haben, denn ohne wirtschaftliches Denken und Handeln und ohne Kredite, die ihm jetzt vermehrt Staat und private Kreditinstitute gewährten, war der rasche Ausbau seiner Anstalt vor allem in den Jahren zwischen 1855 und 1866 nicht möglich. Zwei wesentliche Momente kamen allerdings noch hinzu: einmal der Mineralbrunnen, der nun verstärkt für den Versand genutzt wurde, sich steigender Beliebtheit erfreute und eine willkommene zusätzliche

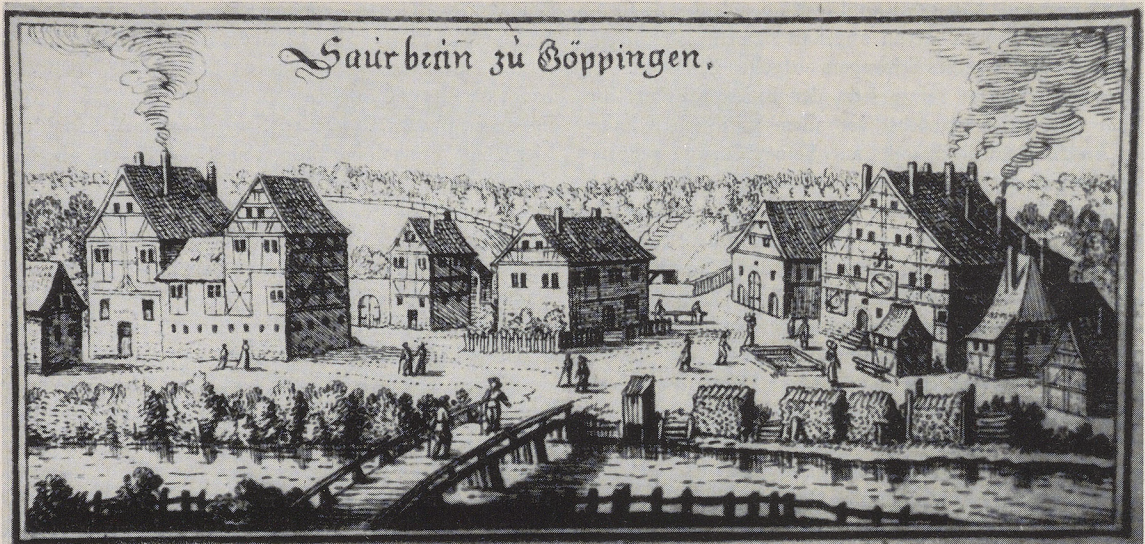
Einnahmequelle war – zum anderen die sich entwickelnde Landwirtschaft, für die 1858 der Kauf eines zunächst noch kleinen Bauernhofes unweit östlich des Christophsbades die Grundlage abgab.

Erworben hat Landerer den Freihof in erster Linie, um hier eine „Freikolonie“ für seine Kranken zu schaffen, die so weit in Betracht kommend hier in ländlicher Arbeit – ein Vorläufer moderner Beschäftigungstherapie – Befriedigung und nach Möglichkeit Gesundung finden sollten. Dank der Entwicklung Göppingsens zur Industriestadt und dem dadurch eintretenden Freiwerden landwirtschaftlich nutzbarer Grundflächen vergrößerte sich der kleine Bauernhof verhältnismäßig rasch und brachte dem Ganzen eine beachtliche wirtschaftliche Entlastung in einer Zeit, da noch viel Handarbeit in der Landwirtschaft anfiel und das Mitwirken von Kranken hierbei nur willkommen sein konnte.

Heinrich Landerer ist schon mit 63 Jahren am 8. 2. 1877 einem Magenleiden erlegen. Er war ein begnadeter Arzt und Psychiater, dessen Arzttum getragen war von edler Menschlichkeit, gepaart mit einer tief religiösen, christlichen Glaubenshaltung, die er auch auf seine Kranken ausstrahlte. Mit ihr verband sich eine unternehmerische Befähigung, ohne die das Werk so kurzfristig nicht entstehen konnte, das er hinterließ. Bei aller religiösen Bindung lebte in ihm ein freier Geist, wie er namentlich in der Haltung zum Ausdruck kam, mit der er sich für die Freiheitsbewegung der 48er Jahre auch in der Öffentlichkeit einsetzte.

Sein Werk ist nicht zu denken ohne die Frau an seiner Seite, die mit aufbaute und souverän die Wirtschaft des Hauses führte. Thekla Landerer war eine starke Persönlichkeit, in der sich hohe Geistesgaben mit einem durchdringenden Blick für das Wesentliche im Kleinen wie im Großen vereinten. Als nach dem Tod ihres Gatten der Sohn und Arzt Gustav Landerer die ärztliche Leitung und sein 2 Jahre jüngerer, wenige Jahre vorher nach land- und volkswirtschaftlichem Studium dem Vater zur Seite getretener Bruder Richard Landerer die wirtschaftliche Leitung übernahmen, denen später noch der jüngste Bruder Heinrich als zweiter Arzt zur Seite trat, stand sie noch 15 Jahre selbstverantwortlich dem Ganzen vor und es fiel ihr nicht leicht, das Haus, ob schon seine Leitung faktisch schon geraume Jahre in den Händen der Söhne lag, am 1. 5. 1892 auch rein rechtlich auf diese zu übertragen. Noch bis zu ihrem Tod 1895 aber blieb Thekla Landerer das allseits anerkannte Haupt der Familie.

Die Brüder gingen mit großer Tatkraft ans Werk und wie unter dem Vater in den Jahren um 1860, so setzte nun vor allem in den 80er Jahren eine neue Welle der Weitung und des Ausbaues im gesamten Christophsbad- und Freihof-Komplex ein. Neue Bauten entstanden. Zur Schaffung eines geschlossenen Anstaltsbereichs wurde eine großzügige Straßenverlegung der Faurndauer Straße zur Fils hin und der Jebenhauser Straße nach Osten fast ganz auf eigene Kosten durchgeführt. Damit wurde auch



Christophsbad nach einem Kupferstich von Matthias Merian 1643

Aufnahme Akermann

die Ausdehnung der das Christophsbad nach Süden umgebenden Parkanlagen erreicht, die nur wenig bekannt der Stolz des Hauses sind. Nach Durchführung all dessen beherbergte die Heilanstalt bis in den ersten Weltkrieg herein 450 Kranke, von denen damals der größere Teil auf Kranke der öffentlichen Fürsorge entfiel.

Auch Gustav Landerer stand bei aller Weite des Geistes auf betont christlichem Boden und fühlte sich seinem Onkel Gustav Werner und dem Reutlinger Bruderhaus zeitlebens verbunden. Ärztlich haben er und sein Bruder Heinrich ihren Kranken viel gegeben. Beide haben den ärztlichen Ruf des vom Vater übernommenen Erbes gewahrt und ihm mit dem Bruder Richard die besondere, immer wieder gerühmte Atmosphäre erhalten, die es bis auf den heutigen Tag zu wahren gelang. Der letztere ging als Mann der Wirtschaft – ungeachtet seines öffentlichen Wirkens als Stadt- und Kreisrat und darüber hinaus – im Aufbau des Hauses auf, betrieb eine Neufassung der Badquellen, förderte den Brunnenversand und vermochte in erfolgreicher Fortsetzung der Bodenpolitik seines Vaters für den Freihof einen verhältnismäßig geschlossenen Gutskomplex zu schaffen.

Der große Beitrag der zweiten Generation zur Neufundierung des Hauses fiel vorwiegend in die ersten 1½ Jahrzehnte nach dem Tod des Gründers. Eine Weit- tung über das damals Erreichte hinaus im Sinn modern- kapitalistischer Entwicklung lag den drei Brüdern Lan- derer fern, wohl aber empfanden sie in ihrer sozialen Einstellung die damaligen Diskrepanzen kapitalistischer Entwicklung sehr stark. Sie haben im ersten Weltkrieg und kurz danach die Führung des Hauses in die Hände der dritten Generation gelegt, die sich vor neue schwierige Probleme gestellt sah, denn der Krieg und die folgende Inflationszeit bedeuteten einen schweren Einbruch in die

erreichte Stabilität des Hauses. Ohne den Rückhalt an der Erzeugung des Freihofs und sogenannten „Devisen- patienten“ wäre die Heilanstalt damals nicht durchzu- halten gewesen. Ein vorübergehend starker Rückgang der Klinikbelegung infolge einer durch unzureichende Pflegesätze ausgelösten Überführung von Fürsorgepa- tienten in staatliche Anstalten konnte dann aber nach Rückkehr normaler Verhältnisse sehr rasch wieder auf- geholt werden, ja durch interne Ausbauten gelang es in den Folgejahren, die Patientenzahl auf 500 zu er- höhen. Eine völlige Neugestaltung im wirtschaftlichen Bereich, nach Jahren ohne Investitionsmöglichkeit nötig, wurde mit verständnisvoller staatlicher Förderung durch- geführt. Zur Umsatzausweitung am Brunnen führte der Versand des Mineralwassers nunmehr nicht nur als „Göppinger Sauerbrunnen“, sondern auch mit zusätz- licher Kohlensäure als „Göppinger Sprudel“ sowie die Einführung von Göppinger Mineralbrunnen-Süßgeträn- ken. Hinzu kamen eine Wieder-Neufassung der Bad- quellen und die Erfassung neuer Mineralquellen beim Freihof. Im Gutsbetriebe gelang nach langen Jahren zwischen den beiden Kriegen eine weitere Arrondierung des Grundbesitzes.

Das Christophsbad in seiner Dreiheit: Heilanstalt, Brun- nen und Gutshof hatte erneut festen Boden gewonnen unter der weisen ärztlichen Leitung seines Chefarztes Dr. Fr. Glatzel, Schwiegersohn von Richard Landerer, und der wirtschaftlichen Leitung des Verfassers, Sohn Gustav Landerers, als mit dem zweiten Weltkrieg neue schwere Zeiten kamen.

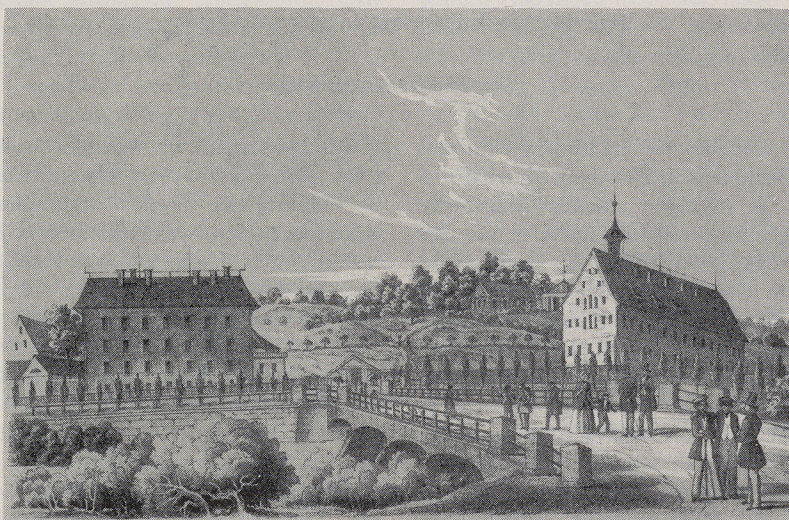
Noch war allein die dritte Generation der Familie am Steuer, als dieser Krieg ausbrach. Was jene Jahre für ein seit Jahrzehnten der Betreuung Geisteskranker ge- widmetes Haus bedeuteten, braucht keiner Betonung.

Kein dem Christophsbad anvertrauter Patient fiel 1941 dank geleisteten Widerstands unmittelbar den bekannten Vernichtungsmaßnahmen zum Opfer. Wieder aber wie nach dem ersten, so jetzt im zweiten Weltkrieg, wurden Kranke – diesmal allerdings nicht freiwillig, sondern durch behördliche Verfügung – an staatliche Anstalten überführt. Eine größere Entleerung des Hauses verhinderte jedoch der laufende Zugang neuer Patienten. Am 1.1.1942 übergab Dr. Glatzel altershalber die ärztliche Leitung Dr., später Professor Dr. Krauss, einem Enkel Gustav Landerers, und damit einem Angehörigen der vierten Generation der Familie. Von ihm im Krieg eingeleitet und nach dem Krieg planmäßig durchgeführt, erfolgte jetzt die Wandlung der Heilanstalt zur Klinik, in der heute rund 100 Betten auf die 1943 begonnene neurologische Abteilung entfallen. Mit der außerordentlichen Entwicklung von Psychiatrie und Neurologie in den letzten Jahrzehnten hat auch der Status eines solchen Krankenhauses eine große Wandlung erfahren. Gymnastik, Massage, Hydro- und Beschäftigungstherapie, Psychotherapie und die Therapie der Psychopharmaka führen dazu, daß die Verweildauer der Patienten sich erheblich verkürzt, ihr Zu- und Abgang sich vervielfacht hat.

Das Christophsbad hat mit dieser Wandlung zur Klinik die zweite schwere Kriegszeit durchgestanden. Wieder waren 10 Jahre ohne Investitionsmöglichkeit vergangen, bis nach Währungsreform die langgehegte Absicht zu verwirklichen war, den Betrieb des Mineralbrunnens aus dem Klinikbereich herauszulösen. Westlich davon an der Faurndauer Straße wurde er um ein Vielfaches leistungsfähiger neu aufgebaut. In der Klinik, deren Standort im Stadtbereich heute den Ansprüchen moderner Psychiatrie besonders entspricht, läuft – gefördert wieder durch Mittel des Landes und erstmals auch des

Bundes – ein über Jahre sich erstreckendes Investitionsprogramm, das den ärztlichen Bereich ebenso wie den wirtschaftlich-technischen betrifft. Die Bettenzahl der Klinik ist auf 540 gestiegen und dürfte demnächst 560 erreichen. Ihre Umstrukturierung schreitet dank der modernen Therapien fort. Die Resozialisierung der Patienten gewinnt immer mehr Bedeutung und ihr Dasein in der Klinik gestaltet sich immer freier, ja auf dem jenseits der Eicherthöhe hinzugekommenen, an den Freihof grenzenden Waldeckhof wurde inzwischen eine vorwiegend der Rehabilitation dienende Klinikabteilung geschaffen, deren Bewohner tagsüber beruflich tätig sind und nur in der übrigen Zeit noch unter ärztlicher Betreuung stehen.

Nach dem altershalber auf 1.1.1968 erfolgten Ausscheiden von Prof. Dr. Krauss aus der ärztlichen und des Verfassers aus der laufenden wirtschaftlichen Leitung liegt die Führung des Christophsbades heute ganz in den Händen der vierten Generation der Familie – mit Dr. E. Glatzel als ärztlichem und D. Nübling als wirtschaftlichem Leiter des Hauses, beide Enkel Richard Landerers. Noch ist so das Christophsbad im Alleinbesitz der Familie des Gründers geblieben, der es einst in einer Krisenzeit altwürttembergischer Bäder erwarb und einer neuen Aufgabe zuführte. Daß diese Aufgabe heute – auch als Privatklinik „gemeinnützige Privatkankeanstalt“ geblieben, offen für alle Bevölkerungskreise – in der Tradition des Gründers immer noch wahrgenommen werden kann, mag erstaunen lassen in einer Zeit, da soviel vom kranken Krankenhaus gesprochen wird. Wahrzeichen des Hauses ist immer noch das alte Badgebäude, das einst von Schickhardt zu Anfang des 17. Jahrhunderts errichtet, dem gesamten Haus den Namen gegeben hat – den Namen, der in dem Heilwasser „Christophsquelle“ als jüngstem Göppinger Quellprodukt wiederklingt.



Christophsbad um 1855

Aufnahme Akermann



1. Boll im Jahr 1602

(Foto: Akermann)

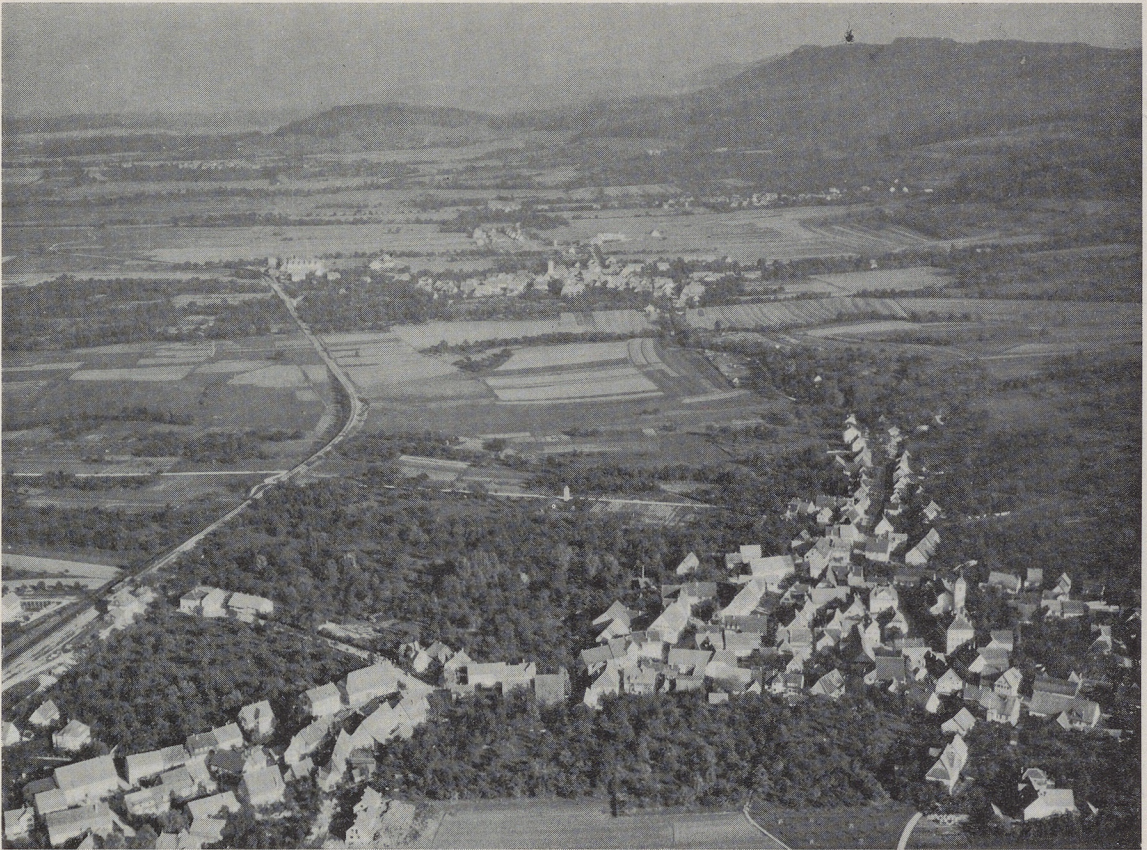
Die Boller Landtafel von 1602

Vergleichende Betrachtung von zwei Ausschnitten

Von Manfred Akermann

Der aufmerksame Besucher des Städtischen Museums in Göppingen entdeckt in der Abteilung „Karten und Ansichten“ eines der wenigen erhalten gebliebenen Exemplare der sogenannten Boller Landtafel aus dem Jahr 1602. Sie besteht aus 6 Teilen, die genau aneinanderschließen. Ihre Gesamtlänge beträgt 112 cm, die Breite 53 cm; die Tafel hat also die Form eines langgezogenen Rechtecks. Die als Holzschnitt ausgeführte Karte hat keinen einheitlichen Maßstab, da eine „Anweisung, wie künstliche Landtafeln aus rechtem Grund zu machen“ erst im Jahr 1689 von Wilhelm Schickhardt veröffentlicht wurde. Mißt man jedoch einmal beispielsweise die Entfernung der Kirchtürme von Boll und Zell, so kommt man auf einen Maßstab von etwa 1:6000. Ihre Entstehung verdankt die Karte einem der bedeutendsten Naturforscher des 16. Jahrhunderts, dem 1541

in Basel geborenen Dr. Johannes Bauhinus, der 1613 in Mömpelgard starb. 1570 folgte er einem Ruf des Herzogs Ludwig von Württemberg als dessen Leibarzt und Botaniker an den Hof nach Stuttgart. Hier fand er Zeit, mehrere medizinische und naturkundliche Werke herauszugeben, von denen heute die im Jahr 1598 erschienene „*Historia novi et admirabilis fontis balneique Bollensis*“ das gesuchteste ist. Das Buch behandelt die chemisch-medizinischen Verhältnisse des im Jahr 1596 gegründeten Boller Bads unweit von Göppingen sowie die dort vorkommenden Naturkörper. Viele Abbildungen von Versteinerungen, Mineralien, Insekten und dergleichen machen das Werk besonders kostbar. Die gleichfalls beigefügten Beschreibungen und Abbildungen von 60 Äpfel- und Birnensorten sind die erste derartige Publikation in Deutschland überhaupt. Nach dem Urteil



2. Boll, im Hintergrund Dürnau und der Albtrauf, um 1955

(Luftbild: Strähle, Schorndorf, Nr. 8-1442)

der Fachgenossen galt Bauhinus' Buch schon zu seinen Lebzeiten als klassisch und unübertroffen in seiner sorgfältigen kritischen Darstellung.

Wenige Jahre darauf erschien in Stuttgart die erste deutsche Übersetzung des Bauhinus'schen Werkes von David Förster unter dem umständlichen Titel:

„Ein Neu Badbuch und historische Beschreibung von der wunderbaren Kraft und Würkung des Wunderbrunnen und heilsamen Bads zu Boll, das auß Befehl des Durchlauchtigen hochgebornen Fürsten und Herrn Herrn Friedrichs Herzogen zu Württemberg und Teck, Grafen zu Mümpelgart und Herrn zu Heidenheim mit großen Kosten gegraben, erbauen und zugerichtet. Durch Johann Bauhinum, Ihrer Fürstlichen Gnaden Hofmedicum, erstlich lateinisch beschrieben, anjetzo aber ins Deutsch vertirt. Mit vielen schönen Figuren, mancherlei Erdgewächsen, sampt beigelegten sechs Landtaffeln der schönen Gelegenheit und Landschaft umb Boll fürgestellt. Gedruckt zu Stutgarten durch Marx Fürstern Anno 1602.“

Dieser Ausgabe war erstmals die sogenannte Boller Landtafel in 6 Teilblättern beigegeben.

War lange Zeit der herzogliche Hof- und Landbaumeister Heinrich Schickhardt, der Erbauer des Boller

Bads, als Schöpfer der Karte angesehen worden, so erbrachte ein genaues Studium des Bauhinus'schen Werks, daß der fürstliche Hofmaler Philipp Gretter den sechsteiligen Holzschnitt geschaffen hatte. Gretter gehörte zu jenen Künstlern, die an der Ausschmückung des berühmten, von Georg Beer erbauten Stuttgarter Lusthauses mitwirkten. Sein von einem weitgespannten Tonnengewölbe überdeckter Saal war mit Bildern der 12 württembergischen Landstädte sowie „mehreren lustigen Landschaften und Jagden“ prächtig ausgeziert. An den Wänden hingen 20 Tafeln der Forstbezirke des Landes, die der bedeutendste württembergische Kartograph jener Zeit, Georg Gadner, in den Jahren 1582-1596 geschaffen hatte. Die malerische Art Gadners hat Gretter noch weiter ausgebildet und mit der „Boller Landtafel“ eine Spezialkarte geschaffen, die von der Schönheit der Welt, besonders aber von der herrlichen Lage des Boller Bads erzählen sollte.

Nichts wurde ausgelassen, was das Auge erfreuen konnte. Da vergnügen sich die Badegäste beim Spiel, die Bauern trifft man beim Pflügen, beim Ernten und Flachsraufen, Reiter sprengen über die Wiesen, Jäger stellen den Hirschen nach; keine Hecke, kein Steg, kein Gartenzaun ist dem Auge des Zeichners entgangen. Ein



3. Dürnauberg und Umgebung, 1602

(Foto: Akermann)

Kartenzeichner unserer Zeit hätte das Gelände um Boll bei Göppingen mit mathematischer Genauigkeit und mit Hilfe der üblichen Signaturen als sachliches Kartenbild gestaltet, doch Philipp Gretter schuf vor fast 370 Jahren in andächtiger Liebe ein heiter erzählendes Bild.

Neben 47 namentlich aufgeführten Städten, Gemeinden und Weilern, die in die reichgegliederte Landschaft am Fuße der Schwäbischen Alb eingebettet sind, beleben nicht weniger als 320 Menschen, meist Bauersleute bei der Feldarbeit, und 258 Tiere das Kartenbild. Unter diesen befinden sich vor allem Pferde, Rinder, Schafe, Hirsche und Gänse. Aber auch Hunde, Ziegen und Enten, ja sogar Störche, Eidechsen, Hasen, Eichhörnchen, Frösche und Salamander kommen vor.

Für den Historiker liegt die Bedeutung der Boller Landtafel vor allem in der Tatsache begründet, daß das wohl von der Felsenkante des 800 Meter hohen Boßler herab entworfene „Vogelschaubild“ die frühesten exakten Ansichten einer Reihe von Gemeinden in der näheren Umgebung des Boller Bads enthält. In besonderem Maß gilt dies für die Orte Boll mit Sehningen, Ekwälden, Dürnauberg,

Zell u. A. mit Pliensbach, Aichelberg und Gammelshausen mit Lotenberg. Für die weiter entfernten Plätze sind die Darstellungen kaum noch ergiebig.

Auf den dieser kurzen Würdigung der Gretterschen Landtafel beigegebenen Abbildungen werden die Ansichten von Boll und Dürnauberg aus dem Jahr 1602 zwei Luftbildern um 1955 gegenübergestellt, die dieselben Gemeinden zeigen.

Über den Ort Boll (Abb. 1) schreibt Johannes Bauhinus in seinem „Neuen Badbuch“:

„Der Flecken Boll liegt von dem heilsamen Wunderbrunnen und Wasserbad nicht über eine Viertelstunde entfernt, und gehet man auf einem sehr lustigen Weg zwischen Wiesen und Äckern daselbst hin. Es hat drei Wirtshäuser drinnen. Man findet auch gute Roß da und viel Rindvieh, so wohl bei Leibe sein. Das Obst, als Birnen, Äpfel, Quitten und dergleichen geraten in diesem Flecken und den umliegenden Örtern sehr wohl.“

Die Darstellung des von schützenden Eterzäunen umgebenen Dorfes ist außerordentlich reizvoll. Stattliche Bauerngehöfte mit schönen Fachwerkgiebeln und gewal-



4. Dürnau um 1955

(Luftbild: Strähle, Schorndorf, Nr. 8-5184)

tigen Ziehbrunnen gruppieren sich um einen niedrigen Hügel, den „Bol“, auf dem die um das Jahr 1200 erbaute Cyriakuskirche in ihrem ummauerten Friedhof steht. In allen Einzelheiten ist die dreischiffige spätromanische Basilika mit ihrem an der südwestlichen Ecke angebauten Turm zu erkennen. Ihr Bild hat sich bis heute kaum verändert, nur der hölzerne Turmaufsatz wurde im 18. Jahrhundert durch eine wenig schöne Laternenhaube ersetzt. Von der Kirchhofumfriedung ist die Torpartie verschwunden. Auch auf dem modernen Luftbild (Abb. 2) läßt sich die dominierende Lage der heutigen evangelischen Pfarrkirche am Schnittpunkt dreier Straßen deutlich erkennen. Am linken unteren Bildrand erstreckt sich entlang der Straße nach Bezgenriet ein Teil des mit Boll längst verbundenen alamannischen Urorts Sehningen. In der linken Bildhälfte verläuft der letzte Abschnitt der 1926 fertiggestellten Eisenbahnlinie Göppingen-Boll. Sie führt im Mittelgrund des Bildes nahe an dem Werks- gelände der nach dem 2. Weltkrieg von Göppingen nach Dürnau verlegten Gralglashütte vorbei, einer durch ihre hervorragenden Qualitätserzeugnisse weitbekannten Firma, die am wirtschaftlichen Aufschwung der Boller Gegend entscheidenden Anteil hat. Dürnau ist mit Boll durch eine in jüngster Zeit ausgebaute Straße verbun-

den, die am Ortseingang von Gammelshausen in die Autobahnzubringerstraße Göppingen-Mühlhausen im Täle mündet.

Die Ansicht von Dürnau, die Philipp Gretter in die Boller Landtafel eingefügt hat (Abb. 3), wird von einem imposanten Schloß beherrscht, von dem Bauhinus bemerkt, daß es „einem vom Adel, Wolf Niclaus von Zillhart, zugehöret und hat's daselbst eine Uhr, die man zu Boll kann hören schlagen“. Das reichgegliederte Bauwerk war jahrhundertlang Sitz einer adeligen Gutsherrschaft, die zu Beginn des 17. Jahrhunderts von den Zillenhart an die Herren von Degenfeld überging, in deren Besitz das Gut bis heute ist. Die Erinnerung an die ritterschaftliche Vergangenheit Dürnaus hält noch die eindrucksvolle Reihe der Grabdenkmäler der einstigen Orts- herren in der 1583 erbauten evangelischen Pfarrkirche wach, die in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts ihren heutigen Turmabschluß erhielt. Das Schloß, das in der Göppinger Oberamtsbeschreibung von 1844 als „dem Zerfalle nahe und ganz unbewohnt“ bezeichnet wird, wurde im Jahre 1845 bis auf die Ökonomiegebäude abgetragen. Seine einstige Lage wird auf dem Luftbild (Abb. 4) etwa durch das große Walmdach links von der Ortsmitte gekennzeichnet. Der südliche Teil des Orts

wird von der Straße Boll–Gammelshausen durchquert, nach Norden führt ein Verbindungsweg in Richtung Heiningen, das in der rechten oberen Bildecke noch sichtbar ist. Dorthin verläuft auch, an der Gralglashütte vorbei, die Eisenbahnlinie.

Auf dem Ausschnitt aus der Boller Landtafel erscheint Heiningen am linken Bildrand, rechts davon Eschenbach und, näher bei Dürnau, Gammelshausen mit dem Lotenberg, „ein Weiler, lustig auf einem Berg gelegen“, wie Bauhinus schreibt, der bis 1814 eine Wallfahrtskirche zum hl. Petrus trug.

Liegen auch mehr als 350 Jahre zwischen der Entstehung

der hier wiedergegebenen Abbildungen, so gilt bis heute der Satz, mit dem der herzoglich württembergische Leibmedicus Johannes Bauhinus seine Lobpreisung der Boller Landschaft im Jahre 1602 zusammenfaßte: „Daß hier gar ein gesunder Luft sei, also daß man für melancholische Leute kaum einen bequemerer und besseren Ort finden möchte, so wohl von wegen der lustigen Gelegenheit, als um der benachbarten Städte, Schlösser und Flecken willen. Man sieht auch lustige Hügel, wohl erbaute Felder, schöne Wiesen, Wälder und fruchtbare Bäume, darmit ein Mensch seine Augen verlustigen und sein Gemüt erfrischen kann.“

Das Bild der Burg Hohenstaufen

Von Manfred Akermann

Als Stammsitz des größten Kaisergeschlechts des hohen Mittelalters stand die Burg auf dem Hohenstaufen seit eh und je im Blickfeld der historischen Forschung. Die Frage nach ihrem ursprünglichen Aussehen ist um so öfter gestellt worden, als seit mehr als einem Jahrhundert nicht der geringste Rest der Anlage aufrecht steht. Heute sind es nur noch vereinzelte Teile der Grundmauern, die eine unmittelbare Beziehung zu der einstigen „Kaiserburg“ schaffen. Sie wurden bei zwei vom damaligen Landesamt für Denkmalpflege in Stuttgart in den Jahren 1936 und 1938 durchgeführten Ausgrabungen freigelegt und erst in jüngster Zeit in ihrem baulichen Bestand gesichert (Abb. 1).

Von diesen spärlichen Fundamentresten ist es ein weiter Weg zum einzigen Bild der Burg auf dem Hohenstaufen, das zu einer Zeit entstanden ist, als diese noch unversehrt den steilen Weißjurakegel krönte (Abb. 2). Diese Ansicht kam bei der Freilegung eines Wandfreskos in der südlichen Eingangshalle der Oberhofenkirche zu Göppingen im Jahr 1938 zum Vorschein, also zu selben Zeit, als die Grabungen auf dem Hohenstaufen durchgeführt wurden. Auf dem Bild ist die sagenhafte Stiftung der Vorgängerin der heutigen Oberhofenkirche durch zwei adelige Damen dargestellt, die im Wald Hochfürst unterhalb des Hohenstaufens ein Schloß besessen haben sollen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die im Hintergrund sichtbare Burg die Staufenburg ist. Da das Bild erst um das Jahr 1470 entstanden ist, dürfte die Darstellung nicht mehr in allen Teilen dem Bild entsprechen, das die Burg zur Zeit ihrer Erbauung durch Herzog Friedrich I. von Hohenstaufen

um das Jahr 1080 bot. So ist zweifellos der durch eine Wetterfahne gezielte Fachwerkaufbau des Bergfrieds eine spätere Zutat. Für die Zeit des ausgehenden Mittelalters bietet das Fresko jedoch ein durchaus naturgetreues Abbild der Burg; man muß nur die in der Gotik stets etwas zu stark betonten Vertikalen auf das richtige Maß reduzieren. Keinesfalls handelt es sich um eine idealisierte oder gar stilisierte Darstellung der Burg auf dem Hohenstaufen. Zu einer derartigen Wiedergabe hatte der Maler des Freskos nicht die geringste Veranlassung, da es ihm ja nicht darum ging, ein künstlerisch gestaltetes Motiv zu malen, sondern ein historisches, wenn auch mehr oder weniger sagenhaftes Ereignis zu dokumentieren. Für die Richtigkeit dieser Auffassung spricht der Vergleich des Burgbilds von 1470 mit der erst 1954 wiederentdeckten Ansicht des Hohenstaufens auf dem Panoramabild der Filstallandschaft aus dem Jahr 1535 (Abb. 3). Die Übereinstimmung mit den örtlichen Gegebenheiten ist für diese einzigartige aquarellierte Tuschzeichnung, deren Entstehung wir einem Streit um die Geleitsgrenzen zwischen den Herrschaften Württemberg und Ulm verdanken, hinreichend bewiesen. So ist auch für die Wiedergabe der 10 Jahre zuvor, im Bauernkrieg von 1525, zur Ruine gewordenen Staufferburg eine extreme Zuverlässigkeit anzunehmen. Deutlich ist auf dem Bild zu erkennen, daß die hohe Mantelmauer samt dem ziegelgedeckten Wehrgang dem Sturm der Bauern mindestens an der Südseite der Anlage widerstanden hat, daß der mächtige Bergfried seines Fachwerkaufsatzes beraubt und anscheinend mit einem Notdach versehen wurde, der niedrigere Turm im Westen dagegen erhalten blieb.



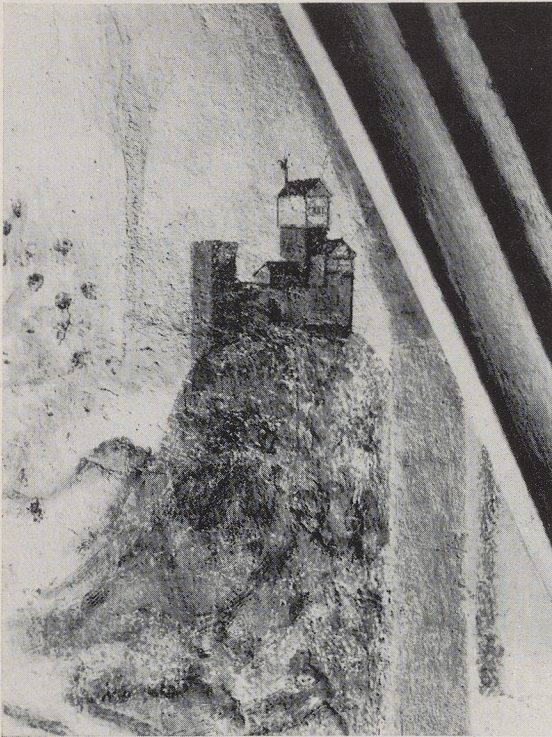
1. Burgtor nach Abschluß der Sicherungs- und Renovierungsarbeiten, 1969

(Foto: Uhland-Clauss)

Das rechts vom Bergfried sichtbare Türmchen gehörte wohl zur Burgkapelle. Die hervorragende Bedeutung des Bildes von 1535 liegt in der Tatsache begründet, daß die Ruine der Burg Hohenstaufen kaum drei Jahrzehnte in diesem verhältnismäßig „guten“ Zustand verblieb. Kurz nach der Mitte des 16. Jahrhunderts ordnete Herzog Christoph von Württemberg an, daß zur Errichtung des Schlosses in Göppingen die Steine der Stauferburg verwendet werden sollten. In der Folgezeit wurden klaffende Lücken in die aus schön behauenen Quadern erbauten Mauern gerissen und die Bauern der ganzen Umgebung leisteten ungezählte Fronfahren, um das relativ billige Baumaterial vom Berg herab nach Göppingen zu transportieren. Herzog Christoph suchte mit dem von ihm gegebenen Befehl zur Schleifung der Mauern des Hohenstaufens zweifellos nicht das Andenken an das staufische Geschlecht auszulöschen, wie es schon vermutet worden ist. Hätte er dafür irgendeinen Grund gehabt, so hätte er nicht zur selben Zeit Chroniken zur staufischen Geschichte ab-

schreiben und übersetzen lassen und auf diese Weise vor dem Untergang bewahrt.

Daß der von uns heute beklagte und vielleicht als pietätlos bezeichnete, aus der Sicht der damaligen Zeit aber als durchaus verständlich und vernünftig anzusehende Abbruch der umfangreichen Ruine auch noch am Ende des 16. Jahrhunderts andauerte, bezeugen die Eintragungen im Tagebuch des Tübinger Historikers, Prof. Martin Crusius, der im Jahr 1588 dem Hohenstaufen einen Besuch abstattete. Er schreibt: „Auch was noch heutiges Tages von Mauern übrig ist, wird nach und nach weniger, da die Steine zu andern Gebäuden nach Göppingen geführt werden.“ Neben einer detaillierten Beschreibung der von ihm vorgefundenen Ruinen hinterließ Crusius drei zwar flüchtig hingeworfene, aber dennoch instruktive Skizzen der Anlage (Abb. 4–6). Von besonderer Bedeutung ist der Grundriß, weil auf ihm nicht nur eine ganze Reihe vorhandener Gebäudereste, das Burgtor und die beiden, schon auf den Darstellungen von 1470 und 1535 besonders hervortretenden Türme



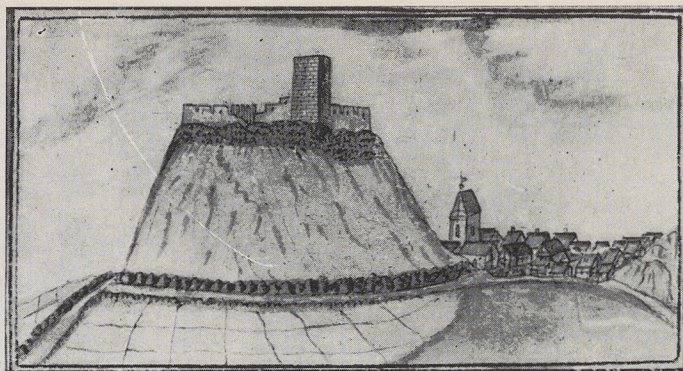
2. Die Burg vor der Zerstörung auf dem Wandfresko in der Oberhofenkirche in Göppingen, um 1470. Schefold Nr. 3416 (Foto: Schlenker)

eingetragen sind. Wir erfahren aus dieser Skizze, daß der Hauptturm der Burg als Mannsturm, der schwächere Turm an der Westflanke des Berges als Bubenturm bezeichnet wurde. Deutlich treten diese beiden Türme auch auf der von Süden gesehenen Ansichtsskizze hervor, während auf dem von Westen aufgenommenen Bild nur der Bubenturm in Erscheinung tritt. Die nächste und zugleich letzte Abbildung des befestigten Hohenstaufens stammt aus der Reihe jener berühmten Ortsansichten, die den zwischen 1680 und 1688 entstandenen Forstlagerbüchern des württembergischen Kriegsrats Andreas Kieser beigegeben sind (Abb. 7). Noch ist ein großer Teil der zinnenbewehrten Ringmauer zu erkennen; der Mannsturm steht noch, an der Lage des deutlich erkennbaren alten Zugangs gemessen, bis zu einer Höhe von etwa 10 Metern. Kaum 50 Jahre nach der Entstehung dieses Bildes trugen 1736/37 die Soldaten Herzog Karl Alexanders die Ruinen auf dem Hohenstaufen bis auf wenige unbedeutende Mauerreste ab und planierten den Berggipfel, um Platz für eine große Festungsanlage zu schaffen, deren Bau jedoch infolge des frühen Todes des Herzogs unterblieb.

Schon vor dem kleinen Aquarell Andreas Kiesers entstand 1670 ein für die Johanneskirche in Schwäbisch Gmünd bestimmtes Ölbild, auf dem die sagen-



3. Die Ruine der Burg um das Jahr 1535. Ausschnitt aus einem Panorama der Filstallandschaft im Hauptstaatsarchiv Stuttgart. Schefold Nr. 3417 (Foto: Sikora)



7. Ruine und Dorf im Lagerbuch des Schorndorfer Forsts von Andreas Kieser, 1685. Schefold Nr. 3419 (Foto: Hauptstaatsarchiv Stuttgart)

hafte Stiftung dieser Kirche durch die salische Kaisertochter Agnes, die Frau Herzog Friedrichs I. von Hohenstaufen, dargestellt ist. Das Bild ist „durch Johann Heberlin deliniert und gemahlt“ und enthält auch eine Ansicht der Burg Hohenstaufen, dargestellt als Fürstenschloß der Renaissance mit hohen Staffelgiebelbauten, einem runden Bergfried und zahlreichen weiteren Türmen. Heberle verwirklichte so mit absoluter künstlerischer Freiheit seine eigenen Vorstellungen von der „Kaiserburg“, die mit mittelalterlichem Burgenbau nichts gemein haben. Die Forschung hat dies schon seit Jahrzehnten erkannt und die Heberlesche Ansicht, die zwar viel „imperial“

wirkt als das bescheidene Fresko in Oberhofen, aus allen neueren Veröffentlichungen verbannt. Keinerlei historischer Wahrheitsgehalt kommt auch einer um 1845 entstandenen Lithographie der Stauferburg zu, welche die irreführende Unterschrift trägt „Hohenstaufenburg 1523“. Dasselbe gilt für ein recht maleisch angelegtes Blatt aus dem 18. Jahrhundert, auf dem „ein Überrest der Ritterburg Hohenstaufen“ dargestellt sein soll. In Wirklichkeit hat diese Burg, wie hinlänglich zu belegen ist, niemals einen runden Bergfried besessen. Die drei letztgenannten Bildbeispiele zeigen, wie kritisch der Quellenwert alter Ansichten untersucht werden muß.

Das äußere Bild der Stiftskirche zu Faurndau im Wandel der letzten 4 Jahrhunderte

Von Walter Ziegler

Das erste schriftliche Zeugnis über Faurndau stammt aus dem Jahre 875. Am 11. August dieses Jahres überließ König Ludwig der Deutsche seinem getreuen Diakon Liutbrand das „monasterium, quod vocatur Furentouua“, d. h. das Klösterlein, genannt Faurndau. Aus der Zeit der Staufer, an welche Faurndau als Reichsgut kam, ist uns über seine Geschichte urkundlich nichts überliefert. Erst im 14. Jahrhundert finden sich wieder Urkunden, aus denen hervorgeht, daß die Herren von Rechberg nun die Vogtei über Dorf und Kloster Faurndau besitzen. Anfangs des 15. Jahrhunderts vererbt dieser Geschlechtszweig Rechberg-Faurndau das Dorf und die

Vogtei durch Heirat an die Adelsfamilien derer von Zillenhardt und derer von Ahelfingen, welche nun miteinander Dorfherren und Klostervögte werden. 1421 kommt der Ahelfinger Anteil an das auf den Schurwaldhöhen gelegene Prämonstratenserklöster Adelberg und von diesem 1428 durch Tausch an Württemberg. Der Zillenhardter Anteil kommt 1506 ebenfalls an Württemberg, das nun alleiniger Orts herr in Faurndau ist. Bald darauf, am 9. September 1536, wird im Zusammenhang mit der Einführung der Reformation das weltliche Chorherrenstift Faurndau aufgehoben und dessen Besitz der württembergischen Stiftsverwaltung Göppingen einverleibt.



1. Faurndau von Süden um 1590
(Aufnahme Hauptstaatsarchiv Stuttgart)

2. Ausschnitt aus der Kieserschen Ortsansicht von 1683,
Nordansicht (Aufnahme Hauptstaatsarchiv Stuttgart)



Das Erbauungsdatum der spätromanischen Stiftskirche läßt sich nicht genau angeben. Man kann jedoch sagen, daß sie ihre jetzige bauliche Form im wesentlichen Ende bzw. anfangs des 13. Jahrhunderts erhalten hat.

Die älteste, jedoch mit etwas Vorsicht zu verwendende Ansicht der Stiftskirche ist in der von Georg Gadner um 1590 gefertigten Karte des Kirchheimer Forstes enthalten (Abb. 1). Auf dieser Südansicht besitzt die Kirche noch ihren unveränderten romanischen Westturm.

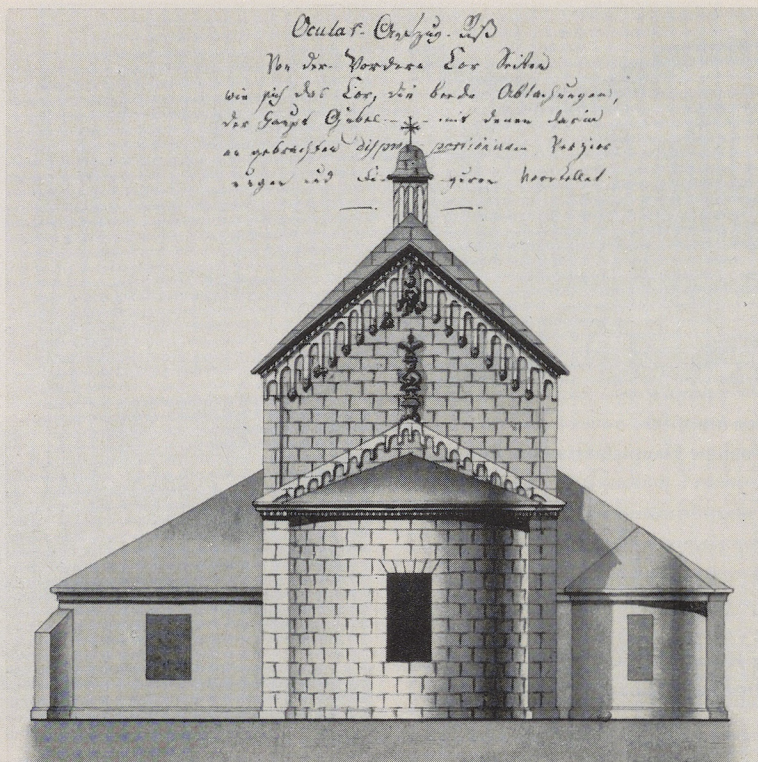
Rund 100 Jahre später ist uns ihr Bild durch die von Andreas Kieser 1683 gemalte Ortsansicht in dem Forstlagerbuch des Forstes Kirchheim überliefert. Den jetzt dreigeschossigen Turm krönt nun eine Glockenstube aus Fachwerk und ein achtseitiger, schiefergedeckter Helm (Abb. 2).

Nach dem für die Schweden verlustreichen Ausgang der Nördlinger Schlacht im September 1634 wurde auch Faurndau durch die zurückflutenden schwedischen bzw. nachrückenden kaiserlichen Truppen in die Kriegshandlungen einbezogen. Neben hohen Quartierlasten, Plünderungen und Brandschatzungen kamen auch noch die Pest und eine Hungersnot auf. Die Einwohnerzahl Faurndaus sank von 540 im Jahre 1633 auf 45 im Jahre 1637. Bei dieser Brandschatzung 1634 brannten nachweislich einige an der Kirche gelegene Gebäude ab. Vielleicht wurden dabei auch

der Turm und andere Teile der Kirche in Mitleidenschaft gezogen. Vermutlich 1679, zusammen mit dem Einbrechen größerer Fenster im Langhaus, erhielt der Turm die jetzige Fachwerk-Glockenstube und den achtseitigen Helm.

Aus dem Jahre 1788 ist uns ein sehr hübscher, im Hauptstaatsarchiv Stuttgart verwahrter Choraufsriß erhalten geblieben (Abb. 3). Dieser ist von Oberweginsektor Johann Adam Groß, einem Verwandten des Göppinger Wiederaufbauplaners von 1782, Johann Adam Groß, anlässlich einer Besichtigung der Kirche durch den denkmalpflegerisch sehr verdienten Kirchenratsdirektor von Hochstetter, Oberamtmann Pistorius aus Göppingen und den Ortspfarrer Rieker, gefertigt worden. Der Riß zeichnet sich durch eine detaillierte Wiedergabe der der „magischen“ Bausicherung dienenden Figuren des Giebeldreiecks aus, auf welche Groß infolge zeitlicher Beschränkung sein besonderes Augenmerk gerichtet hat. Die bisherige Streitfrage, ob es sich bei der auf der Kopfbedeckung des „Baumeisters“ ruhenden Plastik um eine Eule oder einen Adler handelt, läßt sich an Hand dieses Risses eindeutig zugunsten des letzteren entscheiden. Der Adler, der demnach zwischen 1788 und 1867 verstümmelt worden sein muß, war bei der Renovierung 1956/57 irrtümlich als Eule ergänzt worden.

Im Verlaufe umfangreicher Instandsetzungsarbeiten



3. Choraufriß von Johann Adam Groß 1788

(Aufnahme Hauptstaatsarchiv Stuttgart)

in den Jahren 1956–1959 wurden die kostbaren Bauplastiken vom Ostgiebel des Langhauses abgenommen und durch werkgerechte Kopien ersetzt. Bis auf die Originalfigur des „Baumeisters“, die im Kircheninneren, an der Westwand des südlichen Seitenschiffes angebracht wurde, fanden alle abgenommenen Plastiken in der Stauerhalle des Städt. Museums Göppingen Aufstellung.

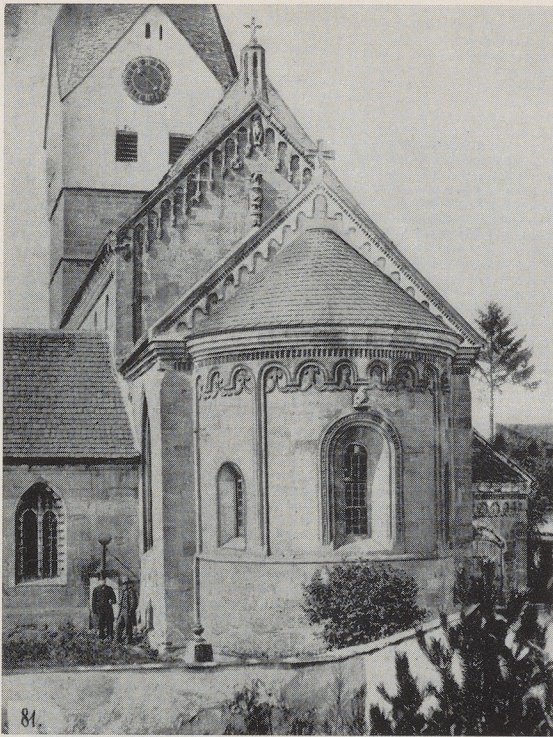
Auf dem 1867 gefertigten Foto des Chores (Abb. 4) sehen wir links die wohl Ende des 15. Jahrhunderts anstelle der südlichen Seitenapsis errichtete spätgotische Sakristei. In derselben Zeit wurde wahrscheinlich auch der Einbruch des Fensters in die Südwand des Sanctuariums vorgenommen. Der Löwe und die Ornamentfriese am Chorabschnitt entstammen einer Erneuerung der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Die künstlerisch qualitativste und auch an Genauigkeit wohl kaum zu übertreffende Außenansicht der Kirche aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts enthält das im Städtischen Museum Göppingen verwahrte, einem Künstler namens H. Hardt zugeschriebene Ölgemälde von 1848 (Abb. 5). Sehr reizvoll

machen sich auf diesem Bild die „Grühbank“ rechts vom Kirchhofseingang, das Storchennest neben der von dem Lilienkreuz bekrönten spätgotischen „Totenleuchte“ und das schwarz-weiße Fähnchen auf der Spitze des Lilienkreuzes.

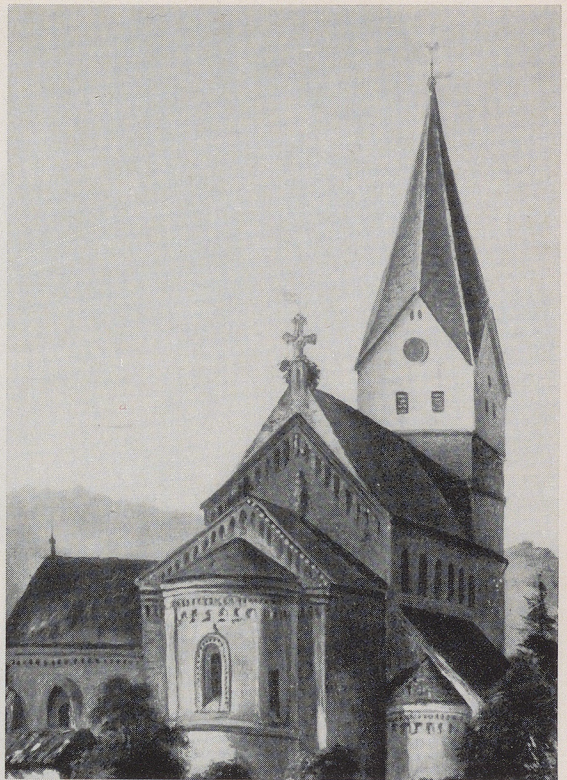
Die ersten Außenfotos von der Faurndauer Stiftskirche datieren aus dem Jahre 1867 (Abb. 4, 7, 10). Sie waren als separate Beilage zu dem von A. Lorent verfaßten Werk, „Beschreibung der Denkmale des Mittelalters im Königreiche Württemberg“ erschienen. Abzüge von den Originalplatten verwahren die Württembergische Landesbibliothek Stuttgart und das evangelische Pfarrarchiv Faurndau.

Wann die den Kirchhof und die Kirche umgebende Mauer, die bereits 1698 erwähnt wird, errichtet wurde, ließ sich nicht ermitteln. Die außen über dem Tor eingehauene Jahreszahl 1765 bezieht sich nur auf die Erbauung des Tores und der angrenzenden Mauerstücke. Der nördliche Teil der Mauer, gegen den Mühlkanal hin, wurde 1913 zur Kirche hin zurückgesetzt, um die zwischen Mauer und Kanal laufende Straße verbreitern und erhöhen zu können



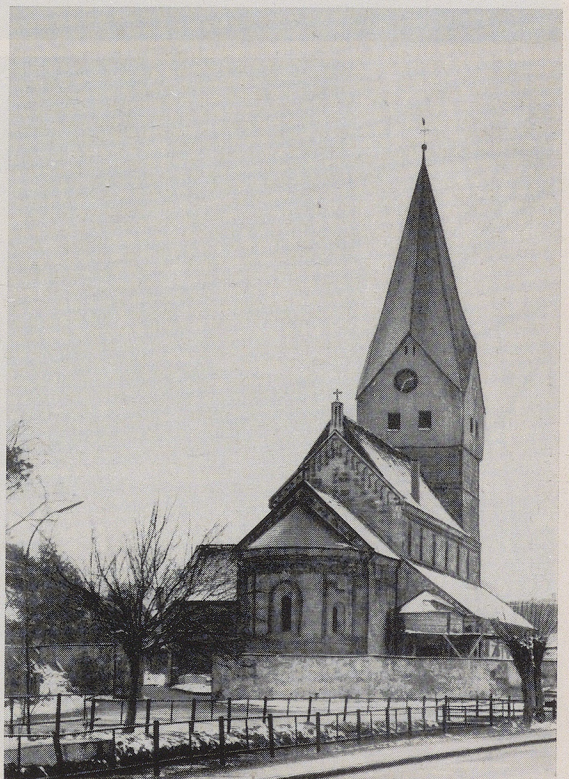
4. Choransicht 1867

(Aufnahme Ehl)



5. Ostansicht 1848, Gemälde von H. Hardt (?)

(Aufnahme Akermann)

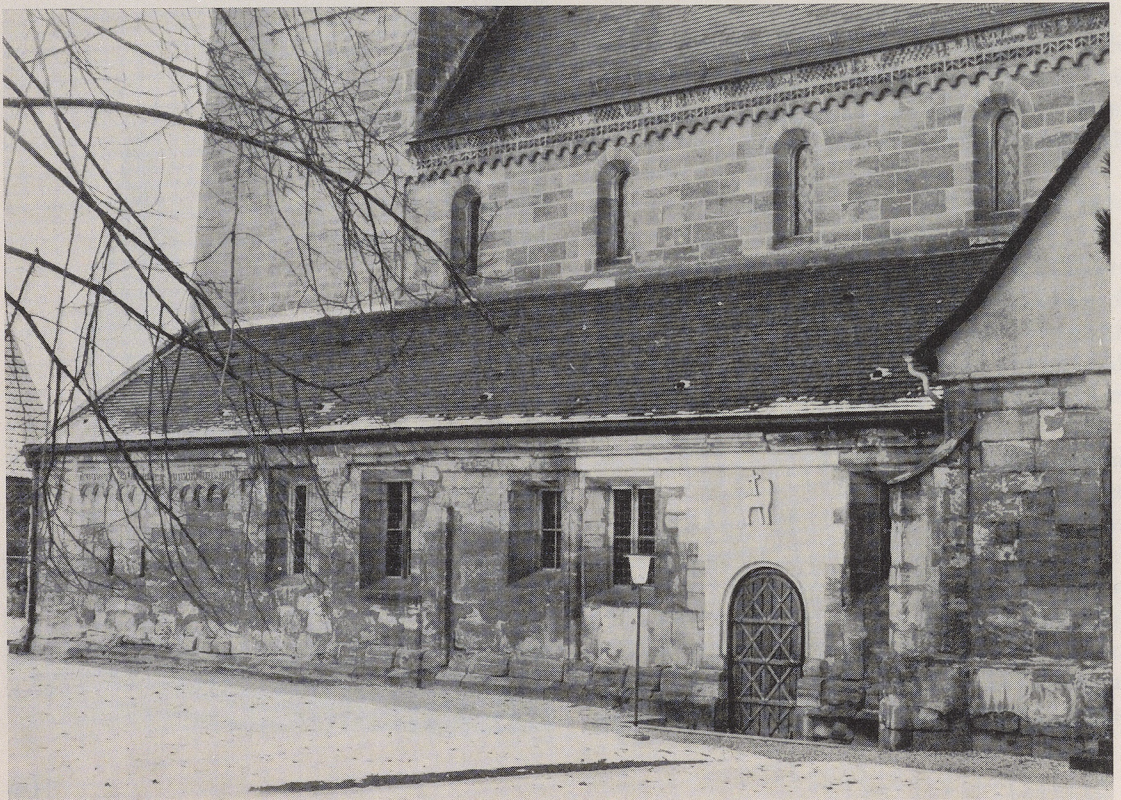


6. Ostansicht 1. 3. 1970

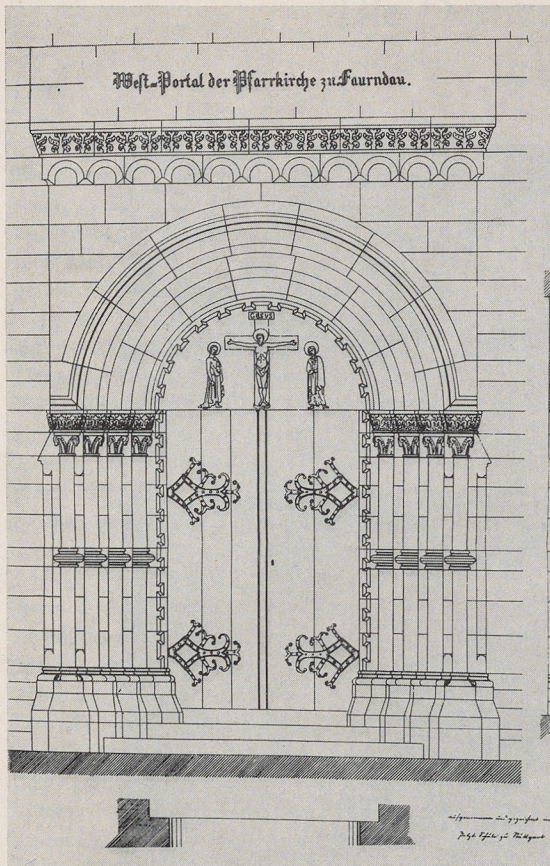
(Aufnahme Ziegler)



7



8



9. Aufriß des Westportals, 1862 gefertigt von der Polyt. Schule Stuttgart (Aufnahme Ziegler)



10. Westportal 1867

(Aufnahme Ehl)

(Abb. 6). Außer 1853 ist von dem Mühlkanal nie eine Überschwemmungsgefahr für die Kirche ausgegangen.

Die Grabsteine bzw. -kreuze des seit 1892 nicht mehr belegten Kirchhofes sind heute fast alle verschwunden. Nur entlang der südlichen und westlichen Kirchhofmauer liegen noch einzelne Gräber.

Die großen gewölbten Fenster neben den Seitenschiffeingängen glich man 1956/57 den 1679 erweiterten Fenstern an (Abb. 7, 8). Auch der Süd- und Nord- eingang mußte dem tiefergelegten Kircheninneren angepaßt, d. h. tiefer gelegt werden.

Die Sonnenuhr an der Wand des zweiten Turmgeschosses wurde 1930 aufgefrischt, als zugleich der Turm mit einem neuen Bewurf (!) versehen wurde.

Anfangs des 20. Jahrhunderts erhielten auch die Süd-, Nord- und Westseiten des Turmes Turmzifferblätter.

Das durch gewirtelte Ecksäulchen eingefasste Hauptportal tritt als ein schmaler Vorbau aus der Westfront hervor. In seinem Tympanon waren 1843 und 1862 bzw. 1867 noch geringe Spuren eines Freskos vorhanden. Zu sehen war ein Kruzifix, vor diesem eine braune Linie und neben derselben ein Rest von grüner und weißer Farbe – die Überbleibsel der Kleidung zweier daneben stehender Personen (Abb. 9, 10). Dieses 1880 unsachgemäß mit Zement ergänzte Portal, das in der Verwitterung schon sehr stark fortgeschritten war, wurde 1960/61 von den Kunstbildhauern Unkauf und Fauser zusammen mit der Rosette neu gefertigt und eingebaut. Dabei wurde das Tympanon jedoch leider anstelle der bezeugten Kreuzigungsgruppe mit einem von 2 einfachen Kreuzen beseiteten Lilienkreuz belegt (Abb. 11).

7. Südansicht 1867

(Aufnahme Ehl)

8. Südansicht 1. 3. 1970

(Aufnahme Ziegler)



11. Westportal 1. 3. 1970

(Aufnahme Ziegler)

Die Dotzburger Wallfahrt

Von Robert Uhländ

Kurz vor der Malakoffbrücke im Wiesensteiger Tal schmiegt sich die Autobahn in einer leichten Linkskurve an den Berghang, um einem Bächlein auszuweichen, das hier zutage tritt und in kurzem Lauf zu Tal sich ungefähr in der Mitte zwischen Mühlhausen und Wiesensteig mit der Fils vereinigt. Auf der Landkarte findet sich bei diesem Bächlein der Flurname „Todsburg“, der Hang darüber heißt „Todsburger Halde“ und auf der Höhe, unweit der Eselhöfe, ist die „Todsburger Höhle“ eingezeichnet. Wer im Staatshandbuch für Baden-Württemberg nachschlägt, findet, daß „Todsburg“ als Wohnplatz zu Mühlhausen im Tale gehört. Wer aber wissen möchte, woher dieser seltsame Name kommt und in dem sonst so zuverlässigen „Königreich Württemberg“ nachschlägt, findet ihn im Register nicht angegeben. Erst wenn er sich die Mühe macht, unter „Wiesensteig“ und „Mühlhausen“ nachzusehen, wird er mit der Antwort belohnt, daß zu „Dotzburg“ in „einsamer Bergbucht von 1389 bis 1885 eine vielbesuchte Wallfahrtskapelle zu Unserer lieben Frau stand“ (wobei zu bemerken ist, daß es statt 1885 eigentlich 1805 heißen sollte). Es wird auch eine Erklärung für den Namen gegeben: Dotzburg komme von „Mariä Todesburg“, was allerdings mit einem Fragezeichen versehen ist.

Diese Angaben enthalten so ziemlich alles, was in der Literatur über Dotzburg zu finden ist, nur die Oberamtsbeschreibung von Geislingen aus dem Jahr 1842 weiß mehr zu berichten: „Dotzburg mit 11 Einwohnern, eine Viertelstunde vom Ort (Mühlhausen) entfernt, in einer einsamen Bergbucht, besteht jetzt nur noch aus einem einzigen Hause. In früherer Zeit stand hier eine Kapelle, nach der Tradition eine Stiftung des Weltpriesters Konrad Wahrenheinz vom Jahr 1389, welche durch Wallfahrten sehr bekannt war und als eine Expositur zu Stift Wiesensteig gehörte. Im Jahr 1805 wurde diese Kapelle abgebrochen und das wundertätige Marienbild nach Wiesensteig versetzt, worauf die große Wallfahrt aufgehört hat.“

Dies sind in groben Umrissen zwar die wichtigsten Fakten, doch läßt sich über die Dotzburger Kapelle und ihre Wallfahrt sehr viel mehr berichten, finden sich darüber doch umfangreiche Akten im Staatsarchiv Ludwigsburg in dem Bestand B 535, Stift Wiesensteig. Allerdings stammen sie alle aus dem Ende des 17. und dem 18. Jahrhundert, die früheren Unterlagen sind bei der „jämmerlichen Einäscherung des ganzen Kollegiatstifts und der ganzen Stadt Wiesensteig 1648 mit anderen hochbedauerlichen Actis ... verbrunnen“, wie der Chronist der Dotzburger Wallfahrt, der Dechant Johann Jakob Sutor, berichtet. Von ihm stammt die einzige, zwar etwas unbeholfene, aber doch zuverlässige Schilderung des „mira-

culosen Bildes zu Dotzburg“ und seiner Wallfahrt, die er in den Jahren 1684–1687 zu Papier gebracht hat.

Der „Kurze Bericht von dem Ursprung der schönen Wallfahrt und Kapellen der wundertätigen Mutter Gottes Mariae, zu Dotzburg genannt, St. Cyriaci Collegialstift zu Wiesensteig incorporirt und eigentümlich samt Zugehörden, dann auch von vielfältigen Gnaden und Guttaten, so allda glaubwürdig erhalten werden und geschehen. Einfältig beschrieben durch Johann Jacob Sutor J. U. L., Collegiatae Ecclesiae S. Cyriaci Dechant zu Wiesensteig“ beginnt mit einer langen Anrufung Mariae, in der Sutor seine „Ungeschicklichkeit“ zu der selbstgestellten Aufgabe bekennt und seine Sündhaftigkeit als Mensch wortreich beteuert. Trotzdem erlaube er sich, „fein vertraulich“ mit der Mutter Gottes zu reden und wie es ihm ums Herz sei, da auch die Heiden, Juden, Türken und alle Abtrünnige von der wahren katholischen Kirche sie lobten, „sonderheitlich die Lutherische in dieser Gegend herum, unangesehen der Bedrohung ihrer Obrigkeit, die von Dir empfangenen Wohltaten und Gnaden nit mehr verschweigen können und mögen“: auch Protestanten kamen zu dem wundertätigen Gnadenbild und trugen ihre Anliegen vor.

Über den Ursprung der Wallfahrtskirche weiß Sutor nicht viel zu berichten. Etwa eine Viertelstunde von Wiesensteig liege gegen Osten eine Halde, die seit alters Dotzburg genannt werde und dem Kollegiatstift S. Cyriaci gehöre. Warum der Ort so heiße „kann vor Älte ganz nit ergründet werden“. Die Deutung „Mariä Todesburg“ ist Sutor also nicht bekannt, sie findet sich erstmals in Akten aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, das in seinem historisierenden Bestreben nach einer Erklärung des Namens suchte. Ob sie zutrifft sei dahingestellt, vielleicht hängt der Name auch mit der Volkssage zusammen, von der die Oberamtsbeschreibung berichtet, daß sich zu Dotzburg in alten Zeiten ein „fürchterliches Burgverlies“ befunden habe, „worinnen die Besitzer der Ritterburg, welche dort gestanden habe, die Opfer ihrer Raub- und Fehdegierde dem Hungertode, dem Ungeziefer und dem Verfaulen bei lebendigem Leibe preisgaben“. Diese Sage kann einen historischen Kern besitzen, erwähnt doch das „Königreich Württemberg“ unter Berufung auf Birlinger (Aus Schwaben II, 165), daß im 12. Jahrhundert ein Perhtolfus de Mulhusen seinen Sitz zu Dotzburg gehabt haben soll.

Die Dotzburger Kapelle ist wesentlich später entstanden. Sutor versichert, aus den Stiftsakten ergebe sich mit Gewißheit, „daß im Jahr 1389 von einem Priester mit Namen Herr Conrad Wahrenheintzen Unser lieben Frauen Kapell zu Dotzburg aufgebaut, welche hernach 1454 geweiht und dem Stift ... incorporirt worden“.

Die Urkunde über die Stiftung der Kapelle ist nicht erhalten, doch ist kaum daran zu zweifeln, daß die Tradition den Tatsachen entspricht. Der Name Wahrenheinz ist für das 14. Jahrhundert nachzuweisen: am 4. Juli 1337 verkauft Johann von Rechberg an „Varahaintze“ seine Hube zu „Yseninge“ (Eislingen) um 47 Pfd. Heller (Württ. Regesten 9769) – auch der Ort weist darauf hin, daß der Stifter in dieser Familie zu suchen ist. Darüber hinaus stützen einige weitere Urkunden, die Sutor nicht gekannt hat, das Entstehungsjahr 1398: am 1. Februar 1423 verkauft die Witwe Clar Rülerin, Bürgerin zu Wiesensteig, den Pflegern Unserer lieben Frau zu „Tozburg“, Jakob Naffzer und Ytel Grönbach, ihr Lehen zu Greubingen (Gruibingen) um 107 fl (WR 8390), am 8. November 1437 verkauft Kraft von Lichteneck „dem würdigen Gotteshaus zu Dotzburg in Wiesensteiger Mark Konstanzer Bistums und der königlichen Mutter und Mage Marien, die da rastet und wohnt und in der Namen und Willen das vorgenannte Gotteshaus zu bauen angefangen ist“ sowie Herrn Heinrich Hetzel, Kaplan in der Pfarrkirche zu Wiesensteig auf St. Peters Altar, Benz Buchin, Hans Bömler dem jüngern, Bürger zu Wiesensteig, und Heinrich Laimlin, gesessen zu Dotzburg, als des Gotteshauses Pflegern sein Gut zu Heibichisow (Hepsisau) (WR 9875) und am 7. November 1438 verkauft Jakob von Lichteneck, Bruder des Kraft, dem Gotteshaus „Dotzburge, darinne Unser liebe Frau Sant Maria gnädig ist“, Bentz Buchin und Hans Bömler, Bürgern und Richtern zu Wiesensteig, des Gotteshauses Pflegern, sowie den „armen elenden Dürftigen in dem Spital zu Wiesensteig wohnhaftig“ und Ulrich Hetzel, Bürger zu Wiesensteig, als einem Pfleger des Spitals Güter zu Häpchisow (Hepsisau) um 60 fl, die der genannten Gotteshäuser Pfleger ihm bezahlt haben (WR 9876). – Danach ist die Kapelle als fester Steinbau erst in den 30er Jahren des 15. Jahrhunderts entstanden. Zunächst wird es sich um einen kleinen Holzbau oder ein steinernes Provisorium gehandelt haben. Verwaltet wurde die Kapelle von Pflegern, von denen einer zu Dotzburg wohnte und vielleicht stand sie in einem verwaltungsmäßigen Zusammenhang mit dem Wiesensteiger Spital. 1438 scheint der Kirchenbau zumindest im wesentlichen abgeschlossen gewesen zu sein, allerdings ist aus dem Datum der Weihe, 1454, zu schließen, daß sich die endgültige Fertigstellung noch einige Jahre hinzog.

Leider erfahren wir nicht, wann die Kapelle dem Stift Wiesensteig inkorporiert worden ist. Wir können nur feststellen, daß es 1496 eine vollendete Tatsache war. Schon zuvor hatten sich die Grafen von Helfenstein als Herren der Herrschaft Wiesensteig der Dotzburger Kapelle angenommen. Am 21. Dezember 1482 schenkte ihr Graf Friedrich (+ 1483) seinen Zehnten zu Ganzlosen, Reichenbach und Hausen a. d. Fils sowie auf dem Wasserberg mit der Bestimmung, alle Freitag an Fronfasten (Mittwoch – Samstag nach Invocavit) den armen Leuten zu Wiesensteig für 2 fl Brot und Wein auszu-

teilen (OAB. Geislingen). Am 26. Mai 1489 präsentierte Graf Ludwig von Helfenstein der Jüngere dem Bischof Otto von Konstanz auf die von ihm neu dotierte Kaplaneipfründe zu „Totzburg“ als ersten Kaplan Niklaus Goldschmid (B 535 PU 65). Einige Jahre später kam es zwischen letzterem und dem Stift Wiesensteig zum Streit über die Höhe seiner „Portion und Competenz“ d. h. seiner Bezüge. Nachdem der Papst Kapelle und Kaplanei Dotzburg dem Stift einverleibt hatte, standen diesen keine eigenen Einkünfte mehr zur Verfügung, der Kaplan erhielt seine Bezüge in Geld ausbezahlt. Das Stift hatte es nicht eilig, ihm wie üblich eine Pfründe mit festen Einkünften zuzuweisen. Jedenfalls war Goldschmid mit seinen Bezügen nicht zufrieden, so daß Bischof Friedrich von Augsburg als Schiedsrichter angerufen wurde, der am 26. Mai 1496 entschied, das Stift sei verpflichtet, dem Kaplan jährlich 38 fl rheinisch zu reichen, außerdem sollten ihm 2 fl 3/4 fl württembergischer Münz zukommen, die jährlich für Jahrtäge an die Kapelle fielen. Zugesprochen wurden dem Kaplan ferner Behausung, Hofraite, Wiese und Gärten, die zur Kaplanei gehörten (B 535 Bü. 75). Zu einem weiteren Streit kam es zwischen dem Stift und Graf Ulrich von Helfenstein, als ersteres versuchte, den ihm offenbar unbequemen Kaplan mit der Begründung zu entfernen, daß nach dem päpstlichen Bestätigungsbrief für die Kaplanei zu „Totzburg“ ein „beweglicher“ Kaplan sein solle. Wieder wurde ein Schiedsgericht angerufen, bestehend aus dem Abt von Zwiefalten, dem Stuttgarter Propst Ludwig Vergenhans, dem Dechant Dr. Georg Hartzesser, dem Adelberger Konventualen Dr. Leonhard und Meister Hans Hiller, Licentiat und Chorherr zu Stuttgart, das am 29. Juni 1498 entschied, daß das Stift den Niklaus Goldschmid sein Leben lang von der Kaplanei nicht vertreiben dürfe (B 535 PU 66).

Mit dieser Urkunde verstummen die Zeugnisse über die Kapelle zu Dotzburg bis zu Sutors Beschreibung, der darin beiläufig vermerkt, daß anno 1572 Graf Ulrich von Montfort und seine Gemahlin Ursula geb. Gräfin Solms in ein Fenster des Chors den noch jetzt zu lesenden Spruch habe „einmalen“ lassen: „Rerum irrecupabilium summum remedium est oblivio“, eine frühe Form des „glücklich ist, wer vergißt“.

Von der Dotzburger Wallfahrt ist in keiner der genannten Urkunden die Rede. Trotzdem wird man annehmen dürfen, daß sie zu Ende des 15. Jahrhunderts entstanden ist. Das Stift Wiesensteig jedenfalls brachte sie mit der Stiftung der Kaplaneipfründe durch Graf Ludwig von Helfenstein im Jahre 1489 in Verbindung: in einem achttägigen Fest beging es nämlich im Juni 1789 die 300-Jahrfeier der Wallfahrt, wozu es in Rom die Vergünstigung erwirkte, daß zwei vom Ordinariat zu bestimmende Beichtkapläne Absolution in besonderen „reservierten“ Fällen erteilen konnten. Nach Ansicht des Stifts war die Wallfahrt von den Grafen von Helfenstein für alle Untertanen der Herrschaft Wiesensteig zur Verpflichtung gemacht worden, Anlaß dazu sei ver-



1. Die Baulichkeiten zu Dotzburg im Jahr 1687
A Wallfahrtskapelle, B Kaplaneihaus, C Quelle, D „Bachhäuslein“

mutlich ein Gelübde gewesen wegen einer großen Wohltat der wundertätigen Jungfrau Maria oder der Befreiung von einem allgemeinen schweren Übel. Genaues konnten die Stiftsherren nicht angeben, als sie 1761 die Pfarrer von Westerheim, Drackenstein, Gosbach und Reichenbach beim Generalvikar von Konstanz verklagten, weil diese an Himmelfahrt nicht mit ihren Gemeinden zu der Dotzburger Wallfahrt erschienen waren. Seit alter Zeit seien die Wallfahrten nie unterbrochen worden, sie fänden jährlich am Dienstag nach Ostern und Pfingsten statt, wobei die Pfarrer und Vikare von Westerheim, Hohenstadt, Drackenstein, Gosbach und Mühlhausen samt Gemeinde teilzunehmen hätten, am Freitag vor Himmelfahrt außer diesen auch die von Ditzgenbach, Deggingen und Reichenbach, um mit einem gemeinsamen feierlichen Hochamt die wundertätige Mutter Gottes zu ehren. Das Fernbleiben der 4 Pfarrgemeinden habe keine geringe Entrüstung unter den anderen Teilnehmern hervorgerufen, was auch der kurbayerische Administrator der Reichsgrafschaft Wiesensteig (seit 1752 war Bayern nach einem 111jährigen Kondominium mit Fürstenberg alleiniger Inhaber), Josef Carl von Sicherer, bestätigte. Sämtliche in der Reichsgrafschaft gelegenen Pfarrherren würden mit ihren anvertrauten Pfarrgemeinden jährlich am Freitag vor Himmelfahrt „zu dem uralten wundertätigen Gnadenbild Maria Todtsburg“ einen „Kreuz- oder Wallfahrtsgang zur Auferbauung nicht nur gesagter Herr- sondern auch der ganzen obwohl lutherischen Nachbarschaft“ verrichten. An dem Fehlen der Pfarrer habe er Anstoß nehmen müssen, weil eine ganze Reihe andächtiger Christen und Untertanen hierwider geeifert hätten.

Die angeschuldigten Geistlichen verteidigten sich, sie wären nicht böswillig der Prozession ferngeblieben, viel-

mehr sei auf den gleichen Tag das Fest der Apostel Philippus und Jakobus gefallen, an dem sie mit einer Prozession über die Felder den himmlischen Segen zu erflehen pflegten. Die Pfarrer von Drackenstein und Gosbach erklärten außerdem, für sie sei die Prozession nicht obligatorisch, sondern die Teilnahme hänge von der Entscheidung des jeweiligen Pfarrers ab. Übereinstimmend erklärten die vier Geistlichen: „Wenn die ganzen herrschaftlichen Gemeinden zusammenkommen, ist oftmalen ein Geschrei als wenn es ein Jahrmarkt wäre, auch ist in der Kirch ein solches Gedränge, daß Gott dem Allmächtigen wenig Ehr geschieht.“ Der Konstanzer Generalvikar nahm davon jedoch keine Notiz. Am 15. Mai 1762 entschied er: die Prozession an Freitag vor Himmelfahrt muß in der gewohnten Weise durchgeführt werden. Fehlen darf ein Pfarrer oder Vikar nur bei hohem Alter, Krankheit oder einem zwingenden Grund, etwa wenn er einen Kranken mit dem Sakrament versehen muß. In einem solchen Fall soll sich die Gemeinde mit Kreuz und Fahne einer anderen anschließen.

Über den Verlauf der Wallfahrten berichtet Sutor: „Am Osterdienstag geht man morgens gegen 7 Uhr nach verrichtetem Gottesdienst des Kollegiatstifts von der Stiftskirche aus mit gesamter Klerisei mit dem Kreuz nach Dotzburg, allwo der Stiftspfarrer das Amt singt. Dabei ist die stiftische Musik. Dann wird eine Predigt nach dem Evangelio gehalten. Dazu erscheinen mit dem Kreuz die Pfarr Drackenstein, die stiftische Pfarr Westerheim, die stiftische Filial Hohenstadt (Hohenstadt), die stiftische Filial Mühlhausen, die Drackensteinische Filial Gauspach (Gosbach). Also ist es jeweilig vor unvordenklichen Jahren observiret und gehalten worden, vielleicht nach dem Exempel der Florentiner, welche im

Brauch hatten, vor Zeiten diesen Tag auch mit stattlichen Prozessionen zu beehren ... In festo S. Marci (25. April) wallfahrtet man auch von dem Kollegiatstift aus nach Dotzburg absolutis diviniis in Wiesensteig und singt der Stiftspfarrer ein Amt. Item also am Mittwoch in der Kreuzwochen (nach dem 5. Sonntag nach Ostern) allwo auch eine Predigt gehalten wird. Ferners: am Freitag in der Kreuzwochen geht das Kollegiatstift obgemeldete Wallfahrt nach Dotzburg, allwo wieder vom Stiftspfarrer das Amt gesungen und Predigt nach dem Evangelio gehalten wird. An welchem Tag alle Pfarren und Filialen der ganzen Herrschaft Wiesensteig erscheinen als: Wiesensteig mit gesamter Klerisei und ihren Pfarren und Filialen als Pfarr Westerheim und Stiftsfilialen Hochstadt, Mühlhausen und Ditzenbach. Sodann die Pfarren Deggingen und Drackenstein, Stiftsfilial Gauspach und Deggingische Filial Reichenbach. Neben diesen sind auch oft freiwillig erschienen Pfarr Steinbach, Pfauhausen, Unterboihingen und auf der Alb Ennabeuren und Hausen. Am Pfingstdienstag kommen alle die Prozessionen wieder nach Dotzburg wie oben verzeichnet ist."

Weder bei Sutor noch in den Akten findet sich ein Hinweis auf das Dotzburger Jägerfest, von dem die Oberamtsbeschreibung Geislingen berichtet: „Unter manchen frommen Stiftungen zeichnete sich das jährlich zwischen Ostern und Pfingsten abgehaltene Jägerfest aus. Bei einem feierlichen Hochamte versammelten sich sämtliche Wiesensteiger Forstbeamte und Jäger. Der jüngste Jägersbursche eröffnete mit dem Leithunde den ersten Opfergang, darauf folgte das gesamte Forstpersonal in voller Uniform und nach ihnen sämtliche Jägersfrauen und Töchter. Beim zweiten Opfergang paradierte ein anderer Leithund, an den sich dann sämtliche Jagdliebhaber geistlichen und weltlichen Standes anschlossen. Das beträchtliche Opfer fiel der Kirche zu."

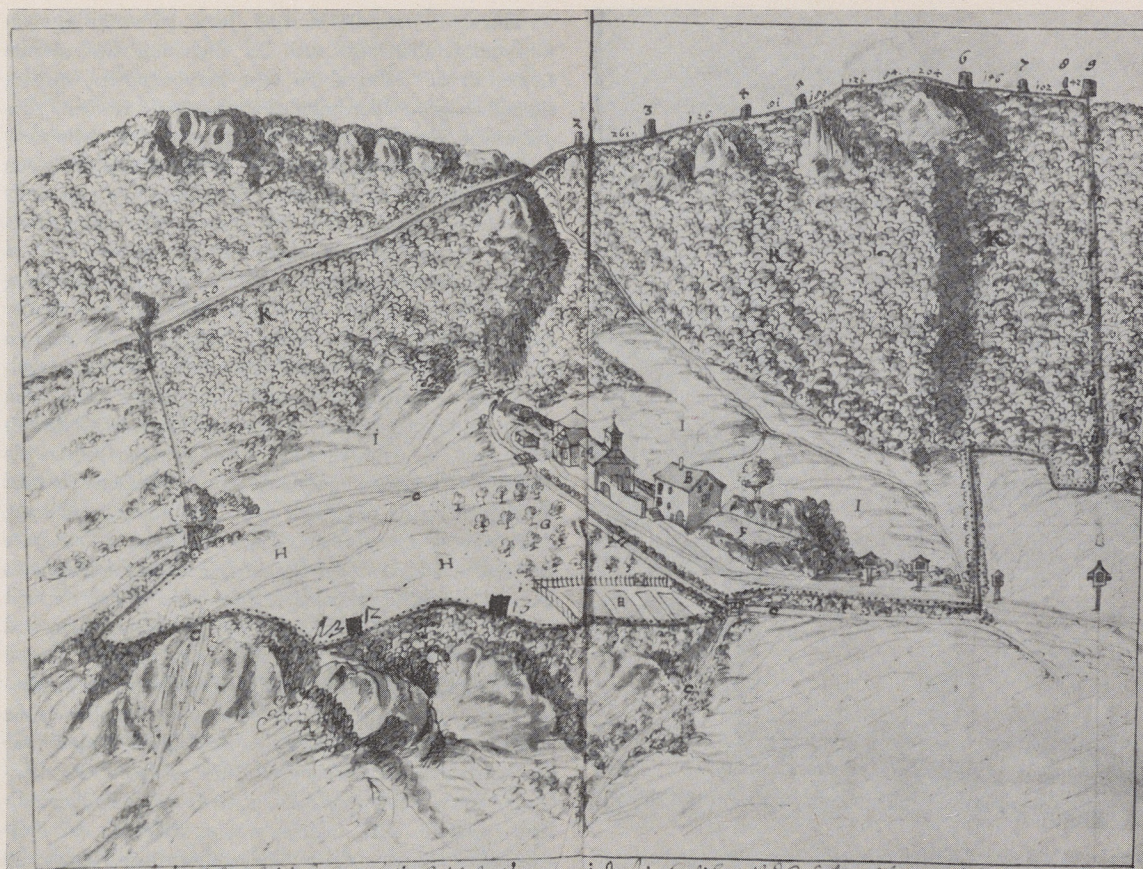
Von den *Wundertaten* des Marienbildes zu Dotzburg, wohl nicht der Ursprung aber doch der Anlaß der Wallfahrten, weiß Sutor, trotzdem er ihnen ein eigenes Kapitel widmet, im Grunde wenig zu berichten, was er damit begründet, daß die Akten und Berichte darüber 1648 verbrannt seien. Aus der Zeit davor kann er nur ein „Miracul“ nennen: 1584 sei in der Dotzburger Kapelle ein Stummer redend geworden, wie der Eintrag in dem handschriftlichen Predigtbuch von Deggingen am 24. Sonntag nach Pfingsten noch heute bezeuge. Dagegen könnten die alten Herren des Kollegiatstifts viele wunderbare Wohltaten erzählen. Die Mutter Gottes zu Dotzburg sei besonders denen gnädig, die mit „Epilepsia d. i. mit dem fallenden Wehetag“ behaftet seien. Viele Wohltaten hätten sich „mit einfältigen Lutherischen“ zugetragen, doch könne man diese nicht förmlich befragen, weil sie nur heimlich erscheinen und aus Furcht vor Bestrafung durch ihre Obrigkeit die erfahrenen Gnaden verschweigen würden. Sutor, der aufgeklärt genug ist, seinen Bericht über die Wunder mit der Bemerkung einzuleiten, daß „nit allezeit einer jeden Er-

ledigung der Krankheit zu trauen als wann es durch ein Mirakel geschehen wäre, da bisweilen etwas anderes mit einlaufen kann“, legt, weil auch die Wunder der jüngeren Zeit nicht verzeichnet wurden, das Versprechen ab, daß „hinfüro fleißig was geschiehet beschrieben werden solle“.

In der Tat finden sich in seinem Bericht anschließend folgende Notizen aus späterer Zeit: „Einem von Hepsisau, seines Handwerks ein Zimmermann, welcher einen Baum am Boden hat wollen umhauen, ist widerfahren, daß der heruntergefallen und ihm ein Stump hinten in den Leib gegangen, welchem alle Arzt nicht haben helfen können. Hat sein Hilf nach Dotzburg gesucht zu Unser lieben Frau und ist ihm geholfen worden. Also ist es erzählt worden.“ – „Einer von Boll, Achatholicus, war behaftet mit dem Hinfallenden. Ist ihm verholffen worden, weil er jährlich ein Huhn nach Dotzburg geopfert.“ – „Gleichergestalt ist einem also verholffen worden von Hepsisau, so sich deswegen eingestellt mit einer jährlichen Hennen wegen Entledigung von der hinfallenden Sucht.“ – „Ein Weibsbild hat einen Arm in der Schlingen tragen und den Arm nit rühren können. In der Dotzburger Kirch, saget sie, daß der Arm einen Knall getan und von Stund an sei ihr geholfen gewesen. Besucht die Wallfahrt fleißig zur Danksagung.“ – „Ein Goldschmied von Schwäb. Gmünd hat sich wegen verlassen Gehörs nach Dotzburg gelobt und gegenwärtig von Stund an [ist] ihm geholfen worden.“

Was die *Bauten* zu Dotzburg betrifft, so hat sich Sutor mit wenigen beschreibenden Worten begnügt, dafür aber seinem Bericht drei instruktive kolorierte Zeichnungen mit Erklärungen beigegeben, die S. 115–118 abgebildet sind. Sie zeigen die Kapelle noch in dem Zustand vor dem großen Umbau zu Anfang des 18. Jahrhunderts samt dem behäbigen Kaplaneihaus, der Quellfassung und dem „Bachhäuslein“, wozu Sutor bemerkt: „Neben der Kirchen steht ein fein großes steiniges Haus, welches samt was nacher Dotzburg gehöret aller Beschwerden frei und eigen, auch das Collegiatstift nach seiner Willkür sich desselben bedienen mag. Hart hinter dem Chor ist ein lustiger Ursprung etlicher gesunder Brunnquellen, so gleich an der Kirchen einen Bach machen, welcher die Dotzburger freieigen Wiesen und Gärten wässert und durch dieselbe abrinnet bis er den Felsen abfallet und wie vorher zur Wässerung der Güter dienet. Die Kirch hat eine Nebenkapelle S. Caroli Borromaei.“

Die Quelle war die Voraussetzung für die Besiedelung des hochgelegenen Platzes und man könnte daran denken, daß sie indirekt Anlaß zum Bau der Kapelle in der Nachfolge eines alten Quellheiligtums gegeben hat. Daß sich, wie schon erwähnt, die Volkssage des Ortes angenommen hat, scheint in diese Richtung zu weisen. Die Kapelle war, dies geht aus Ansicht und Grundriß Sutors deutlich hervor, ein schlichtes Bauwerk von bescheidenen Ausmaßen, das von dem dicht dabeistehen-

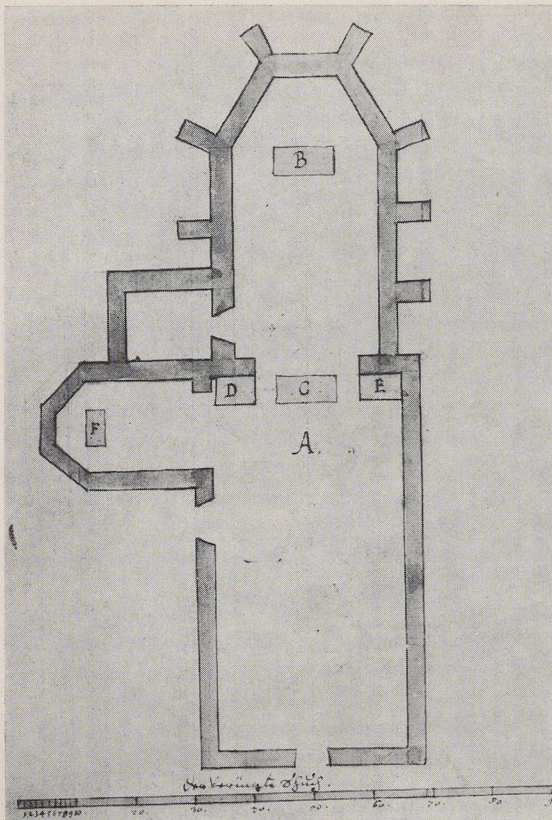


2. Gesamtansicht des Dotzburger Hangs 1687

A Wallfahrtskapelle, B Kaplaneihaus, C Quelle, D Bachhäuslein, E Krautland, F Gemüsegarten, G Baumgarten, H Kaplaneiwiesen, I Raite, K Dotzburger Hölzer, 1–10 Markungssteine, 11 große Buche

den Kaplaneihaus fast erdrückt wurde. Im Chor stand der Altar zu Ehren der Hl. Dreifaltigkeit, in der Mitte das wundertätige Bild der gekrönten Maria, auf den Seiten die Apostel Petrus und Paulus, St. Laurentius, St. Georg und St. Anna. In dem Altar ruhten nach einer Notiz vom Mai 1658, als alle Altäre der Herrschaft Wiesensteig neu geweiht wurden, Reliquien von der Thebaischen Legion des hl. Mauritius und der Märtyrerin Claudia. In der – wohl erst spät angebauten – Seitenkapelle stand ein Altar des hl. Carlo Borromeo (1538–1584), eines eifrigen Verteidigers des katholischen Glaubens gegen die Reformation, der 1610 heiliggesprochen wurde. Sein Altar kann also erst im Laufe des 17. Jahrhunderts errichtet worden sein. Nach oben war der Kirchenraum durch eine flache Holzdecke abgeschlossen, von der nicht bekannt ist, ob sie verziert war. Das ganze Jahr über wurden in der Kapelle wöchentlich zwei Messen gelesen, und zwar am Dienstag und Samstag nach dem Kollegialamt, außerdem fand an allen Marienfesttagen um 6 Uhr in der Frühe ein Amt statt. An Mariä Geburt, Himmelfahrt und Verkündigung

wurden nachmittags Predigten gehalten und danach eine Litanei gesungen, am Abend zuvor hielten Vikar und Kantor des Stifts nach der Stiftsvesper auch eine Vesper zu Dotzburg. Alle diese Gottesdienste wurden von der Kanzel der Wiesensteiger Stiftskirche verkündet, so daß die kleine Kapelle auch an Festtagen, wo keine Wallfahrt stattfand, gut besucht war, ja oft die Gläubigen kaum zu fassen vermochte. Um dem abzuhelpen, entschloß man sich 1685 zur Errichtung einer neuen „Manns- und Frauen-Borkirchen“, einer auf Holzsäulen ruhenden Empore, „daß alle andächtigen Seelen ihre bessere Andacht in Knien und Sitzen finden mögen“, wozu die Stadt Wiesensteig 30 Stämme alter Eichen kostenlos zur Verfügung stellte. Den Verding über die Errichtung der Empore schloß Dekan Sutor am 26. September 1687 mit den Schreibern Ulrich Straub und Mathis Boscher (?) von Wiesensteig ab. Bei der Gelegenheit wurden für den unteren Teil der Kapelle neue Stühle aus Eichenholz bestellt, 12 auf jeder Seite und ebensoviele im Chor „wie die Stühle in der Stiftskirche, wo die Herren Beamten drinstehen“. Auch sonst war man-



3. Grundriß der Wallfahrtskapelle vor dem Umbau von 1701. Im Chor der Altar mit der Krönung Mariä

ches schadhaft und erneuerungsbedürftig: die Altäre, die Kanzel, die Türen, das „Getäfer“, daß „es der Maler nach seinem Verding auch recht machen kann“. Für die ganze Arbeit sollten die Schreiner 100 fl erhalten. Im Zuge dieser Renovierungsarbeiten wurde auch der Altar mit dem Gnadenbild gründlich überholt. Am 30. Mai 1698 verpflichtete sich der Stadtmaler von Schwäbisch Gmünd, Hans Caspar Urbon, den Altar völlig neu zu fassen, „alles mit Gold was in dem Weiß gelb hersieht und das übrige zu malen, daß ganz kein Abgang erscheine, das Unser lieben Frauen-Bild in Kleidern und goldenen Strahlen ausbessern und auch hintenhero zu malen, daß es nicht unförmlich hersehe“, wofür ihm 80 fl und 3 fl Trinkgeld bei 40 fl Vorauszahlung versprochen wurden. Zusammen mit Urbon wurde der Gmünder Bildhauer Sebastian Schmidt verdingt, „alle Bilder und Zieraten schön und christlich zu verfertigen, alles und alles netto nach dem Reiß“, wofür er 55 fl erhalten sollte bei 15 fl Anzahlung. Bedingung war, daß er so rechtzeitig mit seiner Arbeit fertig wurde, daß auch Urbon mit seiner Bemalung auf 8. August 1698 abliefern konnte. Zu dem Zweck wurde der Altar abgebaut und nach Gmünd transportiert. Bei seiner Rückkehr hatte der kurbayerische Obervogt daran

auszusetzen, daß die Wurzel Jesse im Altar gar zu weiß ausgefallen und auch der Efeu und die lasierten Leiber in der Wurzel zu sehr hervorstechen würden, sie sollten grün oder holzfarben angemalt werden, „damit es ein Kennzeichen einer Wurzel wäre“. Mit Gutheiß des Kapitels mußte Sutor gegen ein Aufgeld von 3 fl die lasierten Leiber samt den Adern mit „undestiliiertem Grünsparn“ durch den ganzen Altar überarbeiten, um dem hohen Beamten zu Gefallen zu sein.

Die Ausbesserungen am Gnadenbild scheinen nicht lang vorgehalten zu haben, bereits im Juli 1705 wurde der Maler Johann Georg Heberle beauftragt, es neu zu fassen. Er sollte den Mantel abwaschen, wieder vergolden und „planieren“, ebenso den „Schein“ und den Mond unter den Füßen, die Haare aber nicht bearbeiten, „weil sie matt vergöltet sein“. Ebenso sollten die Gesichter „und was nackend“ im derzeitigen Zustand verbleiben, auch das Blaue mit den güldenen Blumen, doch war es mit „einem Glanz zu zieren“. Das Rote war nur zu putzen, „der Schein aber kann mit Fug nach Gmünd geschickt werden“. Für seine Arbeit erhielt Heberle 25 fl zusätzlich 1 fl 30 kr für Reisekosten und als „Discretion“.

Unabhängig von diesen Arbeiten aber doch im Zusammenhang mit ihnen erfolgte dann seit 1701 der große Umbau der Wallfahrtskirche. Das Unterfangen war getragen von der mächtigen Welle barocker Kirchenbauten und -umbauten, die damals in ganz Süddeutschland einsetzte, doch zugleich war es auch von der Notwendigkeit diktiert, die zu klein gewordene Kapelle zu erweitern. Urheber und Aufsichtsführender, ja auch Geldgeber des Planes und seiner Verwirklichung war wieder der Dekan Johann Jakob Sutor. Er schloß am 9. Dezember 1699 den Vertrag darüber ab mit Meister Christoph Lutz, Bürger und Maurermeister von Riedlingen. Es wurde vereinbart, daß er 1. den Chor völlig verputzen und ergänzen solle, 2. „den Chorbogen der Architektur nach ausbrechen, das Langhaus durchaus gewölben, das Gewölbe auf eine sogenannte Galerie setzen und verfestigen, diese von dem Fundament aus aufmauern, ausgraben und die ganze Kirch und Gewölbe mit einem Gesims verputzen, 3. die Seitenmauern wie es die Architektur erfordert um 12, 13 Schuh oder mehr erhöhen und aufmauern, dieselben zum Gewölbe einbauen und mit dem Gewölbe verbinden, den Turm wieder helfen zurichten und verblenden, 4. die ganze Kirche außen und innen zum Verfertigen verputzen, weißnen, was vonnöten graben, die alten Mauern abbrechen, wo etwas fürfallet ausbessern, den Schaden wenden und den Nutzen befördern“. Die Kapelle wurde also barockisiert, die alte Flachdecke durch ein Gewölbe ersetzt, der Dachreiter, wie aus der Zeichnung S. 119 ersichtlich, mit einem Zwiebeldach versehen. Der Meister mußte ferner die Kanzel mit einem steinernen Fuß versehen, eine neue Seiten-Kapelle anbauen, den Boden frisch belegen und das Dach neu verfertigen. Er verpflichtete sich, die Arbeiten „alles der Kunst und Architektur nach, auch

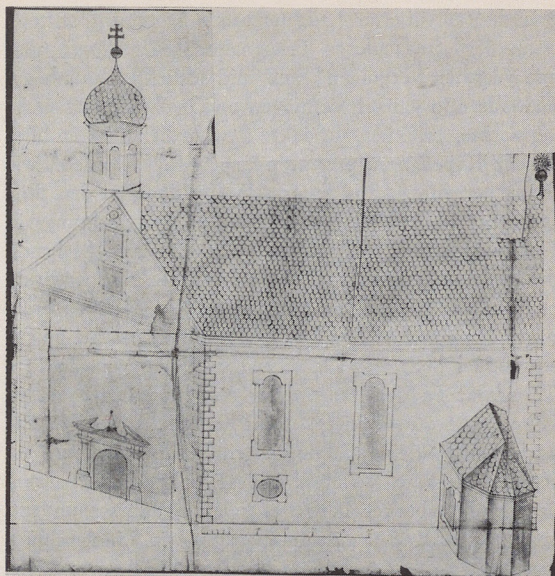
dem Riß gemäß“ gleich nach Eintreffen aller Baumaterialien, spätestens aber bis zum Frühjahr 1701 in Angriff zu nehmen, wofür ihm 500 fl versprochen wurden, „aber weiter Herrn Meister und Gesellen für Ehrungen nichts wie sie auch Namen haben mögen“. Das Stift war verpflichtet, Sand, Kalk und Steine auf den Bauplatz zu liefern. Da sich in der Nähe ein Kalktuffsteinbruch befand, war dies ohne große Kosten möglich.

In dem Vertrag war von einer Erweiterung der Kapelle noch nicht die Rede. Sutor dachte offenbar zunächst lediglich an die Barockisierung der Kirche. Bald muß in ihm aber der Plan gereift sein, die Gelegenheit zu nützen und den Bau auch zu erweitern. Am 24. März 1700 schloß er mit Meister Lutz einen Zusatzvertrag ab, in dem vereinbart wurde, die Kirche um 15 Schuh zu vergrößern, „was hiezu vonnöten abzubrechen, von dem Fundament aus aufzumauern ... und alles mit dem vorverdingten Gewölb und Mauern vereinbaren, alles dem andern gleich, auch die erfordernde Lettnersäulen und Balken, was erfordert wird, aus und einmauern“. Der Turm sollte wie verabredet bleiben, auf der Sakristei der Giebel verblendet und in der neuen Josephskapelle – der Name taucht hier erstmals auf – der Altar aufgemauert werden. Dafür wurden Lutz weitere 230 fl zugesichert.

Der Beginn der Arbeiten verzögerte sich, wie ein Schreiben Lutz' vom 20. Mai 1701 ausweist, doch versprach er darin, in den nächsten 14 Tagen zu kommen und den Bau „vollends auszumachen“. Den Abrechnungen mit der Faktorei Unterkochen für die Lieferung von Eisenwaren, den Steinbrechern in Mühlhausen und den Maurern für Arbeiten an Kirche und Mesnerhäuslein nach zu schließen, hat der Umbau der Wallfahrtskirche bis mindestens 1709 gedauert, doch liegt auch noch eine Rechnung für Maurer- und Zimmerarbeiten vom 13. Juni 1717 vor.

Die weitgehende Veränderung der Kirche warf die Frage auf, ob sie neu geweiht werden müsse. Vorsorglich stellte das Stift am 20. Mai 1700 beim Generalvikar in Konstanz einen entsprechenden Antrag: das Stift wie der weltliche Magistrat von Wiesensteig seien zu der Überzeugung gelangt, daß die Kirche zu eng sei für die vielen hinzuströmenden Gläubigen. Deshalb hätten sie beschlossen, sie um 15 Fuß zu verbreitern und zu verlängern. Zugleich werde auf der linken Seite – da auf der rechten die Borromäuskapelle sei – eine Josephskapelle angebaut. Der Chor dagegen bleibe unverändert, er sei weit genug und ebenso werde die eine Seitenmauer mit Ausnahme der notwendigen Veränderung der Fenster in ihrem bisherigen Zustand belassen. Am 28. Juni traf die Antwort aus Konstanz ein: eine neue Weihe sei nicht nötig, denn „si maior pars remaneat, retinet benedictionem, cum principale trahat ad se accessorium“.

Um die vergrößerte Kirche auch im Innern würdig auszustücken, erhielt sie einen weiteren, der hl. Anna geweihten Altar, der im Mai 1702 bei dem Wiesen-



4. Riß zum Umbau der Wallfahrtskirche von Maurermeister Widemann 1698

steiger Schreiner Hansjörg Straub in Auftrag gegeben wurde. Vorbild war der St.-Annen-Altar in dem bayerischen Kloster Altomünster bei Aichach, von wo ein Frater Alexander Rieger eine Zeichnung übersandte. Doch reiste Meister Straub im Auftrag des Stifts noch selbst nach Altomünster. Er schlug danach vor, oben auf dem Altar eine liegende Figur des hl. Johannes anzubringen, ein Vorschlag, der offenbar akzeptiert wurde. Am 9. Februar 1703 konnte Straub den Altar abliefern, an diesem Tag quittierte er jedenfalls den Empfang von 106 fl dafür.

Nicht nur die Dotzburger Kapelle wurde weitgehend erneuert, auch das Haus daneben wurde zum Teil abgerissen und unter Erweiterungen wieder aufgebaut, wobei namentlich sein Inneres umgestaltet wurde. Die Gebrüder Hansjörg und Johannes Straub aus der bekannten Wiesensteiger Schreinerfamilie mußten alle 4 Stuben mit „Tafeln samt einem ringsum geführten Fries und unten einem deutschen Stab und auf jede Tafel einen Carniss und runden Stab“ versehen. Jede Stube erhielt eine Schiebetür, die innere und äußere Verkleidung mit einem „deutschen Stab“ und auf der Verkleidung über der Tür „ein Carniss, welcher $\frac{1}{2}$ Schuh ausgeladen wird“. In ähnlicher Weise wurde auch das Mesnerhäuslein von ihnen mit „Getäfer“ ausgekleidet. Für Pfarr- und Mesnerhaus gemeinsam errichtete man ein „Backofenhäusle“.

Die Verwirklichung all dieser Bauvorhaben war nur möglich, weil zu Beginn des 18. Jahrhunderts der Wallfahrtskirche mehrere reiche Stiftungen zufließen. Den Anfang machte 1700 der aus Schwäbisch Gmünd stammende Wiesensteiger Kanoniker Johann Michael Bulling, der

zunächst 6 silberne Leuchter nach Dotzburg stiftete, dann den „miraculösen Frauenaltar schön fassen und mit Zieraten vergülden“ ließ und schließlich durch ein Gelübde sein ganzes Vermögen an die Wallfahrtskirche vermachte, „welches auf 2000 fl wohl belaufet, so alles an der Kapellen zu erweitern angewendet worden“ wie Sutor berichtet. Auch Sutor selbst gehörte zu den Stiftern. Bereits 1697 hatte er mit der Verpflichtung, in Dotzburg eine Messe zu lesen, 1000 fl zur Mehrung der Besoldung des Stiftsvikars gestiftet. Nun erwirkte er beim Kapitel, daß die Josephskapelle angebaut wurde, die er mit einem „Altar St. Josephs und seines Stammes“ schmücken ließ, was ihn beim Erwähnen von Bullings Testament zu der Aufforderung an den Leser veranlaßte „et fac tu similiter!“ Daneben gingen der Kapelle auch allerlei kleine Stiftungen einfacher Leute zu: ein Krautgärtlein zu Westernheim, 45 fl zur Unterhaltung des am Dotzburger Berg stehenden Kruzifixes und zu einem Jahrtag, 8 fl zur Anschaffung von Zinnleuchtern usw.

Von folgenswerer Bedeutung wurde eine Stiftung von 4000 fl durch den Kanoniker, Senior und Pfarrer zu Wiesensteig, Johannes Heberle, im Jahr 1705, weil damit der Plan verbunden war, in Dotzburg zwei Kapuzinerpater von Schwäbisch Gmünd und einen Frater anzusiedeln. Die Verwirklichung scheiterte am Widerstand des Stifts und des Bischofs von Konstanz, der 1709 die Stiftung in ein „beneficium saeculare alicuius clerici curati“ umwandelte. Sie wurde dann mit den Stiftungen des Wiesensteiger Dekans Servilian Isidor Hueber (4000 fl) und des Kanonikers und „Bursarius“ Johann Schleicher (2000 und 3100 fl) in den Jahren 1722/23 verschmolzen, um zu Dotzburg ein aus 4 Benefiziaten bestehendes Marianisches Seminar zur Verbreitung der Marienverehrung entstehen zu lassen. Auch dieser Plan gelangte, zumindest in dieser Form, nicht zur Verwirklichung. Im Wiesensteiger Kapitel wurden Einwände dagegen erhoben und die Gemeinde Mühlhausen verlangte nachdrücklich die Einlösung des alten Versprechens, einen eigenen Vikar zu erhalten, und wollte sich nicht damit zufriedengeben, daß einer der vier Benefiziaten den Pfarrdienst versah. Dazu brachen noch Streitigkeiten über die Einkünfte eines Mühlhausener Vikars, die Besetzung der Benefiziate und die Weisungsbefugnis des Wiesensteiger Dekans aus, so daß sich die Angelegenheit immer mehr hinauszog. Zwar erreichte Dekan Hueber durch eine Reise nach Meßkirch, Meersburg und Konstanz im Juni 1723, daß Fürstenberg die Fundation anerkannte und auch Bischof Johann Franz seinen Consens dazu gab, dagegen zögerte Bayern seine Zustimmung bewußt hinaus. Es scheint, daß Kurfürst Max Emmanuel an dem Stiftungskapital interessiert war, jedenfalls ließ er sich über seine Herkunft und Bestimmung genau unterrichten. An dieser Haltung änderte auch die Entscheidung des Konstanzer Generalvikars nach einem Besuch Dotzburgs am 4. Juli 1724 nichts, daß einer der vier Benefiziaten stän-

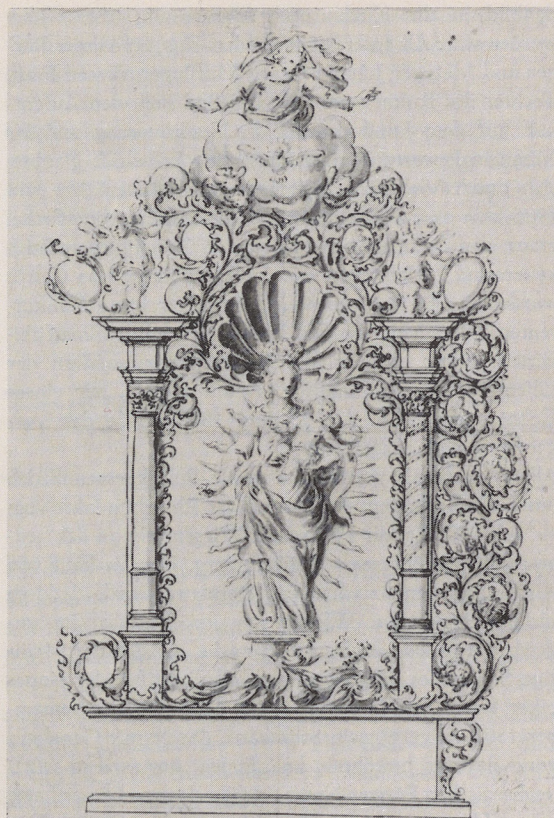
dig im Pfarrhaus von Mühlhausen wohnen und die Funktionen eines Pfarrers übernehmen solle. Die Jahre vergingen, ohne daß es zu einer Entscheidung gekommen wäre. Dabei machte sich die schleichende Geldentwertung immer stärker bemerkbar: das Stiftungskapital reichte zum Unterhalt von 4 Benefiziaten nicht mehr aus. Man beschloß daher, die Benefizien in 3, dann in 2 umzuwandeln. Als im September 1732 Kurfürst Carl Albrecht von Bayern, der spätere Kaiser Karl VII., einen Bericht über die Stiftung anforderte, „da Wir ganz nit gemeint sind, dergleichen Hospitia oder Klöster auf Unserem Territorio ohne Unser Vorwissen und gnädigste Genehmigung aufkommen zu lassen“, wurde ihm zur Antwort, daß in Dotzburg „keine Religiösen sondern zwei Weltpriester pro Capellanis“ aufgestellt werden sollten. Er entschied, daß es damit sein Verbleiben haben solle und gab endlich die ersehnte Zustimmung. Darauf wurde am 8. August 1733 ein neuer Fundationsbrief ausgestellt, den Konstanz am 19. November bestätigte. Bereits drei Jahre später mußte das Kollegiatstift beim Generalvikar die Genehmigung einholen, eines der beiden Benefizien 12 Jahre lang unbesetzt zu lassen, da das geschwundene Kapital zur standesgemäßen Unterhaltung zweier Vikare nicht mehr ausreiche.

Bei der Besetzung der Dotzburger Vikariate zeigte Wiesensteig nicht immer eine glückliche Hand. Schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts mußte der Vikar J. G. Jakob wegen eines Vergehens resignieren. Sein Nachfolger Christian Hain aus Ehingen litt an einem „maleficium“, merkwürdigen Anfällen, die seine Suspendierung notwendig machten. Wiederholt kam es zu Streitigkeiten um ein Vikariat, wenn sich Bewerber aus der Verwandtschaft eines der Stifter meldeten und den Kandidaten des Stifts auszusteichen suchten. Der Ärger über die häufigen Verdrießlichkeiten mit den Vikaren ließ 1746 auch den Plan wieder aufleben, die Benefizien mit Kapuzinern aus der bayerischen Provinz zu besetzen, was Konstanz jedoch strikt ablehnte. Es würde zu weit führen, die aktenmäßige nachweisbaren Vikare alle zu nennen, es fand sich keiner unter ihnen, der das Format etwa eines Sutor besaß. Zudem läßt sich eine lückenlose Reihenfolge nicht gewinnen.

Zu erwähnen sind dagegen neue Renovierungsarbeiten an der Dotzburger Kanzel durch Hansjörg und Johann Straub 1714/15 und bauliche Änderungen in den Jahren 1743–1746. Dabei ging es um die Sicherung der „Stockmauern“ in einer Länge von 66 und einer Höhe von 40 Schuh und eine Reparatur des Langhausgewölbes. Sie scheint aber wenig genützt zu haben, wurde doch der Maurermeister Christian Widmann dann beauftragt, die steinerne Wölbung abzutragen, einzurüsten und „wieder zu machen von Holz, Brettern und Nägeln“, was das Stift rund 1239 fl kostete. Das Gewölbe von Meister Lutz hatte so wenig Bestand, daß es schon nach 40 Jahren durch eine Holzverschalung ersetzt werden mußte. 1744 schloß das Stift mit dem Mannheimer

Kaufmann Valentin de Antoni einen Akkord über die Lieferung von 2000 Solnhofen Platten ab, um den Kirchenboden neu damit zu belegen. Im folgenden Jahr mußte der Choraltar wieder gründlich überholt werden, womit man den Eybacher Maler Johann Jakob Kummer und den Wiesensteiger Schreiner Johann Straub, wohl den berühmten späteren Hofbildhauer in München, beauftragte. Der Maler sollte für die Fassung des Modells 280 fl, Straub für die Holzarbeit 70 fl erhalten. Offenbar wurden ganze Teile des Altars ersetzt, weshalb die Anfertigung eines Modells nötig war. Er wurde dann neu vergoldet und „fein marmoriert“ bemalt. Das Gnadenbild selbst wird bei dieser Gelegenheit nicht erwähnt, eine letzte Fassung erhielt es im April 1791. Von ihm ließ das Stift übrigens im Juni 1734 bei Carl Andrians in Augsburg einen Kupferstich und 4000 Abdrücke herstellen, dazu eine entsprechende Anzahl „Gebetlen“, die wohl an die Besucher der Wallfahrtskirche verkauft wurden. Die Kosten für den Kupferstich und die Drucke beliefen sich samt Transport auf 27 fl 57 kr.

Etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts, als Franz Sales Klein das Dotzburger Vikariat innehatte, begann ein übler Schlendrian einzureißen. Heftige Klagen gegen Klein wurden laut, daß er die Wallfahrt vernachlässige und nie zu Hause anzutreffen sei. Schlimmer noch als diese Vorwürfe war die Tatsache, daß die Wallfahrtskirche wiederholt von Dieben heimgesucht wurde. Ein Ziborium im Wert von 30 fl verschwand vom Altar, sechs Altartücher wurden entwendet, die Opferstöcke aufgebrochen, ja selbst vor dem Gnadenbild machten die Diebe nicht halt und entwendeten zwei Halsketten der Mutter Gottes und dem Jesuskindlein „das Röcklein samt einem roten Pfennig“. Bei dem Zinngießer Johann Christoph Miller in Schwäbisch Gmünd tauchten Kirchenleuchter und Blumenkrüge auf, die eindeutig aus Dotzburg stammten. Es waren Zeichen nicht nur einer nachlässigen Aufsicht, sondern auch einer sich wandelnden Mentalität, an der die sich allmählich verbreitende Aufklärung nicht unbeteiligt war. Auch die anhaltende schleichende Geldentwertung trug dazu bei. Sie führte 1761 dazu, daß nach einer mehrjährigen Vakanz eines der beiden Dotzburger Vikariate nach Wiesensteig verlegt werden mußte, um das verbleibende finanziell aufzubessern. Auch die Zahl der Stiftungen ließ merklich nach. Zwar vermachte ein Antonius Groll noch 1782 der Küsterei von Dotzburg 300 fl, aber das war eine Ausnahme. Zu allem hin machte sich auch die staatliche Gewalt immer stärker bemerkbar und mischte sich in die kirchlichen Belange ein. So versuchte Bayern dem Stift die Verwaltung und Rechnungsführung der Wallfahrtskapelle und der Rosenkranzbruderschaft streitig zu machen (1791/92). In Wiesensteig reagierte man scharf darauf: nach dem Vertrag von 1671 zwischen Bayern, Fürstenberg und dem Kollegialstift sei diesem das Recht eingeräumt, alle Rechnungen „privative“ zu führen. Die Wallfahrtskirche wie die Rosen-



5. Der Choraltar mit dem Gnadenbild 1698

kranzbruderschaft seien dem Stift inkorporiert, genossen also auch dessen Rechte. Die sehr arme Wallfahrtskirche müsse aus den Mitteln der Haupt- und Mutterkirche jährlich unterstützt werden, da sie ihre Ausgaben aus eigenen Mitteln zu bestreiten nie vermögend genug wäre.

Deutlich zeigte es sich, daß es mit den Zeiten der stiftlichen Herrschaft zu Ende ging. Der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 setzte den Schlußpunkt: Bayern hob das Stift Wiesensteig auf. Das bedeutete auch das Ende der Dotzburger Wallfahrt nach mindestens 314jährigem Bestehen, 1804 wurde ihre Aufhebung offiziell verfügt. Den Baulichkeiten zu Dotzburg stand ein trauriges Schicksal bevor, sie wurden zum Verkauf und Abbruch bestimmt. Der Anfang wurde mit dem „einstöckig gemauerten Mesnerhaus mit Dung- und Holzlege“ gemacht. Es ging am 5. Januar 1805 für 425 fl in den Besitz von Jakob Zink aus Gosbach über, die dazugehörigen Grundstücke an diesen, Xaver Dinz und Matthias Mann von Mühlhausen. Das Gebäude wurde jedoch nicht abgerissen, 1806 beherbergte es 2 Familien, die sich mit Knopfmachen und Gewehrreparaturen ernährten.

Die Wallfahrtskirche wurde samt dem Benefiziathaus auf Befehl der Krone Bayern vom 14. April 1806 zum Verkauf ausgeschrieben, nachdem im Jahr zuvor das Gna-

denbild in die Kirche nach Wiesensteig übergeführt worden war. Als Interessent meldete sich der Ulmer Bürger und Metzger Johann Georg Muffinger, dessen Frau, Tochter des Badmeisters Seiz von Bad Boll, den Aufenthalt auf dem Land dem in der Stadt vorzog und ihr Mann in Erwartung einer stattlichen Erbschaft glaubte, sich durch Viehzucht fortbringen zu können. Im Juni 1806 kam es zur öffentlichen Versteigerung von Kirche, Haus, den dazugehörigen Gärten, 2 Gemeindegerechtigkeiten und 2 Holzteilen von der Herrschaft. Das Ganze wurde um 900 fl. ausgebaut. Muffinger hatte Konkurrenten bekommen, die den Preis beträchtlich hinaufsteigerten. Nicht er ging als Sieger hervor, sondern der Lilienwirt von Mühlhausen, Andre Hofele, mit einem Gebot von 1054 fl. Am 23. Juni 1806 wurde das Verkaufsprotokoll ausgefertigt.

Allein, nochmals machte die große Politik einen Strich durch die Rechnung. Auf Grund der Rheinbundakte vom 12. Juli 1806 fiel die Herrschaft Wiesensteig an das neugeschaffene Königreich Württemberg. Der Verkauf von Kirche und Benefiziathaus zu Dotzburg wurde dadurch nicht rechtskräftig. Wieder war ihr Schicksal im ungewissen. Es kam erneut zur Sprache, als sich der 74-jährige Senior des aufgehobenen Kollegiatstifts, der Kanoniker Joseph von Cabalzar aus Graubünden, im September 1807 weigerte, sein Stiftshaus, das er mit Genehmigung Bayerns bewohnte, zu räumen, um es dem württembergischen Förster Netzer zu überlassen. Dieser hatte vorgeschlagen, dem alten Herrn das „massive zweistöckige Haus zu Dotzburg, wo zuvor 2 Priester wohnten und das noch leersteht“ anzuweisen, da es sonst zugrunde gehen müsse. Eine Rückfrage bei der württembergischen Oberfinanzkammer ergab, daß das Haus bei Aufhebung des Stifts vom Pöbel geplündert und ruiniert, aber schon von Bayern zu einem Försterhaus bestimmt worden war. Letzteres traf nur bedingt zu, da man den Plan wieder verworfen hatte. Das Kameralamt Wiesensteig schlug vor, das „Pfarrhaus“ zu einem Krankenhaus zu machen, die Kirche aber auf Abbruch zu verkaufen und ihren Platz zu einem „Industriegarten“ für die beiden Schulen von Wiesensteig und Mühlhausen zu verwenden, „um auch das hiesige Publicum, das in der Obstkultur noch gegen die übrigen Staaten Württembergs um ein Jahrhundert zurück ist, für diesen Zweig der Landeskultur empfänglich zu machen“.

Im November 1807 beauftragte das Kameralamt den Maurermeister Rink, vom Dotzburger Pfarrhaus einen Riß anzufertigen, um über dessen weitere Verwendung zu entscheiden. Rink berichtete, es sei 60 Schuh lang und 46 Schuh breit, habe 2 Stockwerke und sei bis unter das Dach aus Stein erbaut. Vorhanden seien nur noch 4 eiserne Öfen, 20 Fensterflügel und Läden sowie die Haustüre, von der Kirche 40 Fenster ohne Rahmen mit runden Scheiben, zur Hälfte zerbrochen, 2 Türen und die 4 alten Altäre, „die aber von keiner Bedeutung sind“. Stall und Keller unter dem Pfarrhaus waren von dem vorbeießenden Bach überschwemmt worden und nicht mehr zu

gebrauchen. Eine Wiederherstellung des Hauses, so berechnete Rink, würde auf 1167 fl. kommen.

Damit war das Schicksal der beiden Gebäude besiegelt. Einen solchen Betrag aufzuwenden schien der zu erwartende Nutzen nicht zu rechtfertigen. Aber nochmals vergingen zwei Jahre, bis die Entscheidung fiel. Ende Juni 1809 berichtete der Kameralbeamte Ziegler, der schon in bayerischer Zeit Rentbeamter in Wiesensteig gewesen war, auf eine Rückfrage aus Stuttgart, in kurzer Zeit werde zu Dotzburg alles vollends zugrunde gehen. „Religionseifer, mit Habsucht verwebt, haben das hiesige und benachbarte Volk veranlaßt, auf dieser Einöde zu rauben und zu plündern was zu nehmen möglich war und jeder ist der irrigen Meinung, er habe ein gutes Werk getan. Alle Wachsamkeit war noch bei Bayern zwecklos. Ich schickte Cordonsmannschaft zur Aufsicht, klagte schon beim damaligen Landgericht, der Erfolg entsprach aber meiner Erwartung nie ...“ Im September 1809 erklärte auch der katholische Geistliche Rat in Stuttgart, zu einer Stellungnahme aufgefordert, daß sich Kirche und Pfarrhaus in einem solch ruinösen Zustand befänden, daß sie zu keinem kirchlichen Gebrauch mehr verwendet werden könnten. Einem Verkauf stehe daher nichts entgegen.

Darauf wurde am 27. April 1810 endgültig beschlossen, die beiden Gebäude auf Abbruch zu verkaufen und dies öffentlich bekanntzumachen. Bedingung sollte dabei sein: gänzliche Räumung der Area, des Baugrunds, Anzahlung eines Drittels der Kaufsumme in bar und Abzahlung des Rests in 2 verzinlichen „Jahreszielen“. Eine offizielle Beschreibung der Gebäude stellte fest: „Die ehemalige Wallfahrtskirche ist 120 Schuh lang und ohne die Ausbuchtungen des Chors 36 Schuh breit. Sie besteht bis unter das Dach aus Steinen, der untere Teil von Quadern, das übrige ist von Mauersteinen aufgeführt. Die Höhe der 7 Pfeiler im Chor beträgt 40 Schuh. An und in der Kirche sollen alle Türen, Fenster, Altäre, Läden, überhaupt alles Holz- und Eisenwerk nicht mehr vorhanden, die Decken eingebrochen und selbst die Plättchen, mit welchen der Boden besetzt war, hinweggenommen, auch das liegende Gebälk auf dem Chor herausgeschnitten worden sein.“

Die Versteigerung fand am 22. Mai 1810 statt. Um 630 fl. gingen die Ruinen an den Maurer Christian Straub von Gruibingen „unter Vorbehalt der Area“. Dieser fand nicht gleich die Zeit, mit dem Abbruch zu beginnen. Am 12. Juli meldete der Kameralverwalter Ziegler: „Seitdem es bekannt ist, daß diese Gebäude verkauft sind und daß vielleicht in kurzer Frist der Raub ein Ende haben werde, beeifern sich die Menschen in dieser Gegend, zumal da es Altwürttemberger erkauft haben, von diesen für sie so sehr interessanten Gebäuden sich noch zuzueignen, was möglich ist.“ Vergebens erhob Straub gegen die Plünderung Einspruch. Es wurde ihm bedeutet, er solle mit dem Abbruch so rasch wie möglich beginnen. Doch noch am 16. April 1811 bat er um eine Verlängerung des Termins zum Abbruch und Planieren des Platzes

bis Martini, also bis November. Dann endlich hatte die Stunde der beiden ehrwürdigen Bauten geschlagen, sie wurden im Herbst 1811 – nicht wie es die Oberamtsbeschreibung will, 1805 – dem Erdboden gleichgemacht. Im nächsten Frühjahr, am 20. April 1812, wurde auch der Grund und Boden, auf dem sie gestanden hatten, öffentlich verkauft. Der Erlös war wegen des schlechten Bodens nur gering. Um 76 fl erwarb Mathes Mann von Mühlhausen den Platz, an dem jahrhundertlang das

wundertätige Marienbild gestanden und wo unzählige Gläubige Erlösung von Leiden und Vergebung ihrer Sünden erfleht hatten.

Quellen: Staatsarchiv Ludwigsburg, Bestände B 535, Büschel 75–77, 82; B 147, Herrschaft Wiesensteig, Büschel 110; D 37, Oberfinanzdepartement, Büschel 4746; D 39, Landbaudirektion, Büschel 772 und 773 (mit Grundriß des Benefiziathauses).

Hüter der Tradition

Zum 70. Geburtstag von Otto Heuschele

Wenn an dieser Stelle das Werk Otto Heuscheles gewürdigt werden soll, so läßt sich dies durchaus in einen inneren Zusammenhang mit dem Charakter dieser Zeitschrift bringen; denn dieses Werk ruht auf dem Meditativen und lebt aus der Betrachtung der Natur, und beides eignet dem schwäbischen Wesen in hervorragender Weise. Beides aber, die aus der Stille gewonnenen philosophischen und poetischen Einsichten und die aus der Anschauung der Natur sich ergebende Empfindung, verbindet sich bei Heuschele mit dem, was die großen Menschen der Vergangenheit geschaut und gesprochen haben, mit dem Geist der Zeiten und dem Geist der Welt: das Frühere wirkt auf das Jetzt, und die Förderung des Fremden wird zu einem Helfer des Eigenen. Die beiden Begriffe „Geist der Zeiten“ und „Geist der Welt“ aber schließen den Begriff der Tradition mit ein, und Heuschele hat sich selbst immer als einen Hüter der Tradition gesehen. Die großen Gestalten der Geistes- und Kulturgeschichte haben ihn von Jugend auf begleitet und haben seinen Weg entscheidend geprägt. So hat er sich immer wieder mit ihren Werken auseinandergesetzt und sie ausführlich gewürdigt. Nach seinen eigenen Worten ist ihm diese Arbeit am Werk anderer ebenso wichtig wie das eigene Schaffen, und dieses ist zuzeiten hinter jenem zurückgetreten. In der Jugend war es neben Goethe, Stifter und Nietzsche, an dem kein Angehöriger seiner Generation vorbeigehen konnte, vor allem Hölderlin, der den jungen Cannstatter Gymnasiasten in einem plötzlichen Erlebnis tief beeindruckt hat. Er ist ihm ein Begleiter fürs ganze Leben geworden, und der hymnische Ton der Sprache Hölderlins ist auch in Heuscheles Gedichten lebendig. Hölderlins Werk, das bis zum Ersten Weltkrieg kaum bekannt, geschweige denn gewürdigt war, muß auf die damalige junge Generation einen ungeheuren Einfluß ausgeübt haben, und so nimmt es nicht wunder, daß es auch den jungen Otto Heuschele so stark beeinflußt und wahrscheinlich seinen weiteren Weg zur Dichtung bestimmt hat.

Zu dieser Begegnung kamen die vielen anderen geistigen und persönlichen Freundschaften mit den Zeitgenossen, mit Hugo v. Hofmannsthal, Stefan Zweig, Rilke, George und dessen Anhängern, mit Carl J. Burckhardt, später mit Reinhold Schneider und Karl Kerényi und vielen anderen. Geistige Begegnung und Freundschaft scheinen wichtige Elemente im Leben Heuscheles zu sein und auch sein Werk entscheidend zu beeinflussen. Das wird allenthalben in den Essays spürbar, die er diesen Menschen gewidmet hat, und auch in seinem Briefwechsel. Das Gespräch und der Brief waren schon immer die Grundlagen einer humanen Kultur, und wo das Gespräch versiegt, beginnt die Barbarei. Diese Seite seines Schaffens, die Deutung persönlicher Begegnungen, soll mit einigen Titeln dokumentiert sein: dem Band „Dichtung und Leben“, Aufsätze und Reden (1930), den Hugo v. Hofmannsthal gewidmeten Essays, die uns im chronologischen Verzeichnis immer wieder begegnen, dem „Buch des Dankes an die Freunde“ (1930) und vor allem auch mit den autobiographischen Werken, die freilich schon ins Feld des Poetischen hineinreichen, dem „Kleinen Tagebuch“ (1936), dem bedeutenden und die innere Welt des Dichters am schönsten widerspiegelnden Buch „Zwischen Blumen und Gestirnen“ (1949) sowie auch mit der „Geschichte einer Jugend“ (1957), die den Obertitel „Die Gaben des Lebens“ trägt.

Wir kehren zurück zum essayistischen Werk und erweitern den Begriff der Freundschaft, indem wir ihn freilich in übertragenem Sinn gebrauchen, ins Historische. Neben Hölderlin sind es viele andere bedeutende Gestalten aus der deutschen Geistesgeschichte, denen er ausführliche Essays gewidmet oder deren Werk er in Auswahlbänden ediert hat. Da finden wir z. B. ein Essay über die unglückliche Romantikerin Karoline von Günderode (1932), verschiedene Aufsätze über Wilhelm v. Humboldt, über Goethe, Windkelmann, Stifter, Novalis, Brentano u. a. sowie eine ganze Reihe mit ausführlichen Nachworten versehene Anthologien, von den 1925

herausgegebenen Werken Wilhelm Hauffs über die „Junge deutsche Lyrik“ (1928 und 1930), über das „Geisteserbe aus Schwaben“ (1943) und die Anthologien „Deutsches Barock“ (1948) und „Frühe Romantik“ (1949) bis zu den „Versen der Liebe“, einer Auswahl aus der deutschen Lyrik, die 1965 erschienen ist.

Es war bislang viel von der geistigen Begegnung, vom Bewahren der Tradition und von der Wirksamkeit der geistigen Ströme die Rede, und in der Tat ist das eine der wichtigen Quellen, aus denen sich das Werk Heuscheles speist. Zwei weitere Bereiche aber, die für ihn zu bestimmenden Lebensmächten geworden sind, sind die Geschichte und die Natur. Geschichte ist freilich für Heuschele stets mit dem Kulturgeschichtlichen verbunden; nicht die äußeren Ereignisse interessieren ihn, sondern die Art, wie sich die unterschwelligen geistigen Ströme im geschichtlichen Raum manifestieren. Der Begriff „Natur“ aber verbindet sich sogleich mit dem Begriff „Heimat“. Überall wird die Liebe zur Natur, zu den kleinen Dingen in der Schöpfung Gottes sichtbar, und in besonderer Weise sind es die Blumen, die zu ihm sprechen, zu ihm, der als Sohn eines Gärtners in Schramberg geboren wurde und in früher Jugend mit seinen Eltern nach Waiblingen gekommen ist. Der Garten hinter dem kleinen Haus an der Korber Straße in Waiblingen, in dem der Besucher vom Hausherrn und der Gattin gastfreundlich aufgenommen wird, ist auch heute noch ein Beweis für diese Liebe zu den Blumen und Pflanzen. Immer wieder erhalten in seinen Gedichten und Erzählungen die Blumen eine symbolische Bedeutung, am schönsten vielleicht in der Erzählung „Das Mädchen Marianne“ (1962), das dem Dichter Blumen bringt. Aus der Natur gewinnen viele Gedichte ihre Stimmung, und die Seele des Menschen steht mit ihr in inniger Verbindung. Und so gewinnen die Naturgedichte Heuscheles eine Erhöhung ins Menschliche. In dem Gedicht „Abend“, das in dem Auswahlband „Dank an das Leben“ (1950) abgedruckt ist, spricht die erste Strophe von den Eindrücken, die dem Dichter von außen, von der Natur her, zukommen. Die zweite Strophe aber bezieht die seelische Stimmung und Empfindung des Menschen mit ein, da er sie aus der Stille der Natur gewonnen hat:

Still und stiller wird die Erde.
Aus meiner Seele aber steigt
Nun langsam Stück um Stück
Ein Reich mir auf,
Darin ich König bin und Fürst.

Auch das Gedicht „Schneelandschaft“ geht von dieser Grundsituation Natur-Mensch aus, gewinnt aber mit der Apostrophierung der „düsteren Zeit“, die in krassem Gegensatz steht zu dem „unendlichen Zauber“ der Natur, der Erde, die „geschmückt ist mit dem festlichen Kleide“, eine andere Ebene. Mit einer an die Odenmaße erinnernden gemessenen Sprache erhebt es sich von der Betrachtung der Natur zu der Frage, wie ein furcht-

bares Schicksal zu ertragen sei. Die Natur führt den Menschen – wie bei Hölderlin – auch zum Göttlichen, und bei Heuschele gewinnt die heimatliche Landschaft bisweilen ebenfalls griechische Größe.

Das Wort „Heimat“ aber hat einen tiefen Klang. Noch in seinem jüngsten Gedichtband „Wegmarken“ (1967) sind die Stätten der Heimat besungen, in dem Gedicht „Besigheim“ etwa, oder in dem Gedicht „Meine alte Stadt“, wo freilich die Erinnerung und die Vergänglichkeit zu wesentlichen Motiven werden. Aber nicht nur in dem auf eine höhere Ebene sublimierten Gedicht und in der poetischen Aussage wendet sich Heuschele an seine Heimat, sondern auch in seinen freilich den Hauch des Poetischen atmenden Beschreibungen der schwäbischen Landschaft, der Städte und Menschen, u. a. in den schönen Bildbänden „Die Schwäbische Alb“ und „Württemberg“. Doch wären gerade die beiden letzten Gedichtbände „Sternbruder“ (1963) und die schon erwähnten „Wegmarken“ unvollständig charakterisiert, wollte man sie motivisch nur mit der engeren Heimat in Zusammenhang bringen. Vielmehr spricht aus ihnen die Weisheit des Alters, die gleichwohl immer auf der Suche nach dem Sinn des Daseins ist und diesen Sinn poetisch zu errahnen sich bemüht. Der letzte Band zeigt auch, vor allem in den Gedichten „Ein alter Mann spricht“ und „Gott“, eine gewisse Restriktion der sprachlichen Mittel und damit eine Tendenz zur modernen Lyrik.

Neben der Lyrik ist es vor allem die kleine epische Form, die Heuschele pflegt. Auch das scheint der geistigen Herkunft aus dem schwäbischen Raum zu entsprechen, in dem es bei einer großen Zahl von poetischen Begabungen nur sehr wenige Romanciers und Dramatiker gibt. Heuschele hat trotzdem dreimal zur großen Form des Romans gegriffen: „Der Weg wider den Tod“ (1929), „Die Sturmgeborenen“ (1938) und „Am Abgrund“ (1961) sind größere epische Werke. Der Held des letzten Romans ist ein Künstler, der durch die ihn gefährdende Leidenschaft eine innere Wandlung und Reife erfährt. Heuschele hat hier das Thema von Goethes „Wahlverwandschaften“ wieder aufgenommen und es in einer neuen Art bearbeitet. Dahinter steht die Liebe zur griechischen Kultur und Landschaft, so daß der Roman in ein Bekenntnis zur Schönheit mündet.

In den Erzählungen Heuscheles geht es meist nicht um große Ereignisse, sie haben keine interessante Fabel und keine überraschenden Pointen, vielmehr leuchtet hinter den Begegnungen der Menschen, die den Anschein des Alltäglichen haben, Schicksalhaftes auf, und es ergeben sich Bindungen, die innerlich von Bedeutung sind. Der Geist der Zeiten, die großen Philosophen und Dichter von Platon bis zu den eigenen Zeitgenossen, spielen auch hier eine Rolle, und wieder ist es die Natur, in der sich Schicksalhaftes spiegelt oder auslöst, die – wie in den Gedichten – in den Lebensgang der Menschen eingreift. Endlich gesellt sich auch noch die Kraft der Musik hinzu, wobei vor allem der Name Mozart für Heuschele von überragender Bedeutung wird. Diese Liebe zu

Mozart teilt er mit Mörike, und die höhere Heiterkeit der Mozartschen Musik spricht auch aus mancher Erzählung Heuscheles. Aus der großen Zahl der Erzählungen, deren Reihe mit den Titeln „Das Opfer“ (1932) und „Die Legende von der ewigen Kerze“ (1933) beginnt, über „Scharnhorsts letzte Fahrt“ (1937) und die Bände „Leonore“ (1939) und „Die Fürstin“ (1945) zu den Erzählungen „Der Knabe und die Wolke“ (1951), dem Band „Musik durchbricht die Nacht“ (1956) und zu der schon erwähnten Erzählung „Das Mädchen Marianne“ (1962) führt, sollen die nach dem Kriege erschienenen Erzählungen des Bandes „Die Fürstin“ herausgehoben sein, weil in ihnen Heuschele zu einem mehr realistischen Stil findet, zu einer knapperen und um so eindringlicheren Darstellung. Damit soll die mehr dem romantischen Erzählen verpflichtete Art der Darstellung in anderen Erzählungen nicht herabgesetzt werden, weil sich in dieser Prosa alle jene Vorzüge wiederfinden, die oben bei seiner Lyrik gerühmt wurden.

Nach diesem Streifzug durch die Gärten der Poesie kehren wir wieder zurück zu dem Menschen Otto Heuschele. Wir tun es über den Weg seiner Aphorismen,

von denen 1968 ein neuer Band unter dem Titel „Augenblicke des Lebens“ erschienen ist. Sie zeugen wiederum von der Weisheit des Alters, von der Güte, Menschlichkeit und höheren Einsicht eines Menschen, der das Leben betrachtet und überschaut und der es durchlebt und durchlitten hat. Zur vollen Würdigung der Person Heuscheles gehört auch noch die Tatsache, daß er, der vom pädagogischen Eros Ergriffene, der nach seinen eigenen Worten auch seinen Lehrern und Hochschullehrern viel verdankt, lange Jahre und bis heute am Waiblinger Gymnasium das Fach Deutsch unterrichtet. Die Öffentlichkeit, aus der er sich seines lautereren Wesens wegen in der Zeit der Unfreiheit zurückziehen mußte, hat ihn nach dem Kriege in würdiger Weise geehrt. 1950 wurde er in die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung gewählt, und 1957 trat er dem Pen-Club bei.

Und ganz am Ende soll der persönliche Dank des Verfassers dieser Zeilen stehen, der Dank für die geistige Begegnung, die schon lange Jahre währt und unvermindert anhält, und für die persönliche Begegnung und die Gespräche, die er im gastlichen Hause Heuscheles mit dem verehrten Jubilar führen durfte. Otto Bantel

Zeit

Der Zeiger hastet
Von Sekunde zu Sekunde.
Minuten vergehen,
Stunden, Tage.
Wo bleiben die Jahre?
Die Uhren stehen nicht still,
Wie Wellen nicht und Winde nicht.
Die Jahrhunderte fielen hin.

Aber eine Rose blüht
So wie vor Troja
Nun in deinem Garten.
Sie blüht und vergeht,
Sie kennt nicht die Zeit.
Der Zeiger hastet
Von Sekunde zu Sekunde.
Otto Heuschele

Die Ehrfurcht – diese ergreifende, bis in die Sphäre des Religiösen reichende Haltung des Menschen ist weit mehr als nur ein Verehren, ein Bewundern, Achten oder Danken, es ist wahrhaft zunächst eine Furcht, die wir erleben, freilich eine Furcht, die im selben Augenblick, da sie uns erschrecken, da sie uns ängstlich und verzagt machen möchte, uns auch in eine Sphäre erhebt, aus der uns eine merkwürdig starke Kraft, ein Gefühl der Erhebung, zufließt. Es ist eine Erhebung über uns selbst hinaus . . . Das Gefühl der Ehrfurcht schließt den Menschen, wo es ihn ergreift, zu einem Ganzen zusammen, so daß er, wie nur noch im Zustand der Liebe oder der religiösen Hingabe an Gott, zusammengefaßt steht.

Otto Heuschele

(Mit freundlicher Genehmigung des Verfassers aus „Essays“, 1964, S. 39 f.)

Musikalische Erinnerungen eines schwäbischen Pfarrersohnes

(gesammelt und aufgezeichnet von Hermann Mall)

In unseren schwäbischen Pfarrhäusern hat Frau Musika schon immer eine gute Pflegestätte gefunden. Manche interessante Einzelheiten ließen sich darüber erzählen.

Aus den Zeugnissen vergangener Tage berichtet uns ein handgeschriebener Lebenslauf von Dr. jur. Christian Jakob *Zahn*, der am 12. September 1765 in Althengstett bei Calw geboren wurde. Sein Vater, Magister Johann Christian *Zahn*, war dort Pfarrer.

Die ersten 6 Lebensjahre verbrachte der Sohn Christian Jakob in Althengstett. Nach dem Tode des Vaters (1772) zog die Mutter (Tochter des Pfarrers Horn in Simmozheim) mit ihren Kindern nach Calw, um dort dem Rat und Beistand ihrer Verwandten, Familie Schill und Dörtenbach, näher zu sein. In der Althengstetter Zeit hatte der Junge seine ersten musikalischen Erlebnisse. In dem genannten Lebenslauf berichtet *Zahn* folgendes:

„In der Neujahrsnacht hörte ich die Dorfnachtwächter meinem Vater als dem Ortspfarrer das neue Jahr anwünschen, mit furchtbar angestrengtem Gesange und in eigener oder traditioneller Poesie, wovon ich folgende Zeilen behalten habe: ‚Wir wünschen dem Herrn Pfarrer einen goldenen Tisch, auf jedem Eck einen gebackenen Fisch!‘

Am Neujahrstag selbst oder auch am 2. Januar stellte sich gegen Abend von der benachbarten damaligen Reichsstadt Weil der Stadt ein Trompeter ein und blies ganz unverwandt und ohne weitere Begrüßung ein schmetterndes Solo in die Pfarrwohnstube hinein als Neujahrswunsch. Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich, daß der Trompetenschall mich nie sonderlich affligierte, dahingegen der Ton eines Waldhorns mich immer augenblicklich zu süßer Wehmut stimmte und mir bis ins 18. Jahr, vielleicht noch später, Tränen entlockte.“

In Calw gab ihm seine Mutter, wie es damals in angesehenen Kreisen Sitte war, einen Privatlehrer. Verschiedene Familien taten sich zusammen und stellten für ihre Kinder einen solchen an. Mit dem ersten, Magister Flatt, hatte man kein Glück. Er war der Sohn eines Schreiners aus Balingen. Weil er „eine schöne Hand“ schrieb, kam er zu dem berühmten Erzieher Flattich nach Münchingen, der ihn hochschulreif machen sollte. Seine Kenntnisse waren sehr dürftig. Was ihm an wirklichem Können fehlte, suchte er bei seinen Schülern mit barbarischer Strenge zuzudecken. Die Lernjahre des kleinen Christian Jakob *Zahn* bildeten ein wirkliches Martyrium. Nicht allein, daß dieser Lehrer den Unterricht so sauer als möglich machte, sondern der gestrenge Pietist versagte seinem Schüler vom 7.-11. Jahre alle Freuden der Jugend, besonders auch die Musik, die Flatt als „Teufels-

werk“ ablehnte. Die einzige Verbindung mit ihr verschafften ihm die Klavierstunden, die er von einem Calwer Schulmeister erhielt. Sie brachten ihm aber keinen großen Erfolg, der Lehrer war weder ein guter Spieler noch ein Theoretiker und konnte seinen Schülern nicht viel geben.

Eine Besserung des freudlosen Zustands gab es erst, als der Nachfolger Flatts, Magister Puchner, die Ausbildung des Jungen übernahm. Mit diesem Hauslehrer hatte die Mutter eine sehr glückliche Wahl getroffen. In Puchners Schule fühlte er sich wie im Himmel. Der geschickte Lehrer war zugleich ein guter Musiker und merkte bald die gute musikalische Begabung seines Schülers. Die von der Mutter vererbte schöne Stimme und das gute Gehör brachten es mit sich, daß Puchners Arbeit die schönsten Erfolge zeitigte.

Es wurden, wie sein Lebenslauf erzählt, „Duette gesungen und bald wurde zu 4stimmigen Motetten übergegangen“.

Zum Abschluß dieses Berichts spricht er sich noch im allgemeinen über die Musikerziehung aus: „Ich will raten, den Unterricht in der Musik nicht zu versäumen. Ich habe ihr manche Erheiterung, manche frohe einsame Stunde zu danken und möchte zugleich die Regel geben, die der Philosoph Plouquet seinem Sohn, dem großen Gelehrten und Arzt gab, ein guter Musiker zu werden, aber kein Musikant.“

Doch – eines Tages fiel ein Reif in die Frühlingsnacht. Der Vater Puchners, Präzeptor in Böblingen, wurde krank. Sein Sohn sollte ihn vertreten. Das bedeutete für Christian Jakob *Zahn* einen Lehrerwechsel. Um diesem zu entgehen, nahm der Lehrer den 13jährigen Schüler mit nach Böblingen. Zu seiner großen Freude durfte er dort das Orgelspiel erlernen und brachte es so weit, daß ihm sein Lehrer die Versehung der Organistenstelle übertragen konnte.

Auch die ersten Anfangsgründe des Cellospiels machte er sich dort zu eigen.

Als die Schulentlassung herbeikam, tauchte die Frage der Berufswahl auf. Um Pfarrer zu werden, sollte Zahn als „Hospes“ in die Klosterschule nach Bebenhausen kommen. Er war zwar erst 14 Jahre alt. Aber Puchner hatte ihn so gefördert, daß er dort einer Promotion von 16jährigen Schülern zugeteilt werden konnte.

Während seines 4jährigen Aufenthalts dort zeigte sich schon seine Vorliebe für die alten Sprachen und für die Musik. In jene Zeit fallen auch seine ersten Kompositionsversuche.

Ein besonders anziehendes Bild vom Leben der Alum-

nen zeichnet er uns in seinem Lebenslauf: Der Geburtstag von Professor Wild sollte festlich begangen werden durch eine Tafelmusik. Als einem der wenigen Cellospieler erhielt Zahn den Auftrag, in der Symphonie das Cello zu spielen. „Aber o weh! Mein Instrument gab keinen Ton von sich und es fand sich, daß der neidische Rivale einen Augenblick gefunden und schelmisch benutzt hatte, um den Bogen wacker mit Unschlitt einzuschmieren und ihn so stumm zu machen. Das gab nun zwar einen verdrießlichen Aufenthalt, aber ich wußte mittels eines anderen Bogens und des nötigen Colophoniums bald zu helfen und unser Spiel und mein Gesang fanden Beifall.“

Im Herbst 1783 bezog Zahn die Universität Tübingen, um nach dem Wunsch der Mutter Theologie zu studieren. Da der Student eine schöne Stimme und gute musikalische Kenntnisse mitbrachte, hoffte die Mutter ihn als „Diskantist“ ins theolog. Seminar (Stift!) bringen zu können. Leider schlug diese Hoffnung fehl. Somit entschied sich der junge Student, zumal ihm das Theologiestudium nicht besonders lag, ein anderes Brotstudium zu wählen und zwar Rechtswissenschaft.

In Tübingen hatte er nun gute Gelegenheit, soweit seine Zeit reichte, Konzerte zu besuchen, Klavier zu spielen und den Gesang zu pflegen.

Im November 1787 schloß er seine Studien ab. Auf Grund seiner Doktorarbeit wurde er nach damaliger Sitte unter die Zahl der sogenannten Kanzleiadvokaten aufgenommen.

Als fernerer Wirkungskreis wählte er zunächst Calw, um im Jahr 1789 nach Tübingen hinüber zu wechseln. Sein einstiger Studiengenosse Dr. J. F. Cotta fand in ihm einen ausgezeichneten Geschäftsteilhaber für seine Verlagsarbeit. In jener Zeit gründete Zahn auch seinen eigenen Hausstand mit Elisabeth Friederike, Tochter des damaligen Bürgermeisters Haßenmajer von Calw.

In jenen Tübinger Jahren, die zwar reich mit Arbeit belastet waren, komponierte Zahn sehr viel, u. a. auch sein Reiterlied: „Wohlauf Kameraden, aufs Pferd!“ Über die Entstehung des Liedes wäre folgendes zu berichten:

Im Spätjahr des Jahres 1797 ging Schiller daran, die Herausgabe des Musenalmanachs für 1798 vorzubereiten. Er hätte gerne eine Melodie zum „Reiterlied“ gehabt und bat Zelter in Berlin und seinen Freund Zumsteeg in Stuttgart, der mit ihm auf der Karlsschule war, um eine Vertonung dieses Gedichts. Außer von diesen beiden Komponisten traf noch eine weitere Komposition ein vom Inhaber der Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen. Sie war mit einem „Z“ unterzeichnet und Schiller

dachte nicht anders, als sie stamme von seinem Freund Zumsteeg und bedankte sich herzlich dafür mit einem Lob für dieses Opus. Da Zumsteeg aber nicht der Schöpfer des Liedes war und dieses Lob nicht ungerechterweise einheimsen wollte, so schrieb er an Schiller, daß nicht er der Komponist sei, sondern Herr Zahn aus Tübingen. Sehr erfreut und überrascht schreibt Schiller an Cotta nach Tübingen:

„Ich hatte vor einiger Zeit Zumsteeg wegen der Melodie zu dem Reiterlied, die dem Almanach beige druckt ist, mein Kompliment gemacht, erfahre aber von ihm, daß nicht er, sondern Herr Zahn der Verfasser derselben sei. Ich muß gestehen, daß mir diese Melodie äußerst wohl gefällt und mich, sowie alle, die solche bei mir singen gehört, recht tief bewegt hat. Sagen Sie Herr Zahn recht viel Schönes von meinethwegen.“

Und in einem späteren Brief lesen wir noch darüber:

„Zahn soll uns noch mehr komponieren; denn so oft ich seine Melodie zum Reiterlied höre, macht sie mir Vergnügen.“

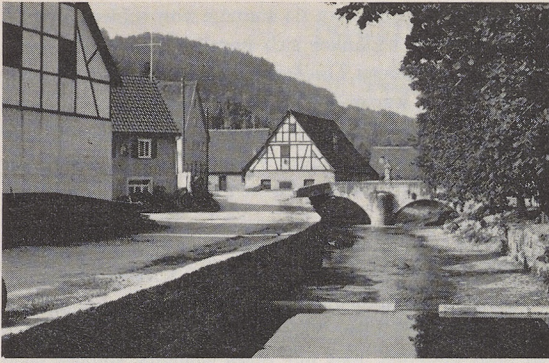
So, wie es Schiller ging, ist es seither schon vielen Menschen gegangen. Das Lied wurde zum Volkslied.

Im Mai 1883 hat der Enkel des Komponisten, Georg Martin Doertenbach, in Stuttgart ein Notenheft drucken lassen mit der Aufschrift: „Musikalische Kompositionen von Dr. jur. Christian Jakob Zahn in Calw.“ Unter den 37 Kompositionen, die das Heft enthält, sind 27 Vertonungen Schillerscher Gedichte. Der Geist Schillers hat den Schwaben Zahn besonders angezogen. Die anderen Kompositionen sind Dichtungen von Goethe u. a. deutschen Dichtern. Von allen diesen Kompositionen ist die 1. Nummer, Schillers Reiterlied, zum Volkslied geworden, wenn es auch eine Zeit gegeben hat, wo einzelne seiner Schöpfungen, wie er selbst sagt „durchs Land gesungen wurden“.

Über den Lebensgang des Komponisten wäre noch zu sagen, daß er im Jahre 1798 von Tübingen nach Calw übersiedelte, wo er zunächst in das Wollzeuggeschäft Schill & Comp. eintrat und später dazu noch die Leitung des Saffiangeschäfts seines Schwiegervaters übernahm. Dies war im jetzigen Sanatorium Römer in Hirsau untergebracht.

Im Jahr 1815 wurde er zum Abgeordneten des Oberamts Calw in den Landtag gewählt.

Die große Arbeitslast, die vielen Aufregungen der damaligen Zeit und seine ohnehin schwache Gesundheit ließen ihn von schwerer Krankheit nicht mehr genesen. Er starb am 8. Juli 1830 und wurde am 10. Juli in Calw beerdigt.



Die Ette in Zaisenhausen (Kr. Künzelsau)

Aufnahme Henn



Der Vorbach in Oberstetten (Kr. Mergentheim)

Aufnahme Mattern



Das Ende eines Dorfbaches

Aufnahme Mattern

An einen eingedolten Dorfbach

Hand aufs Herz, warst Du nicht selbst zu Deinen besten Zeiten ein Zerrbild eines echten Baches, eines brausenden, tosenden Gebirgsbaches, eines Waldbaches im geheimnisvollen, dunklen Grund, eines stillen, erlenbeschatteten Wiesenbächleins? Mauern beengten Deinen Lauf, nicht immer entstieg Dir Wohlgerüche. Mancherlei verdächtige Rohre ergossen ihren Inhalt in Dich. Keinen durstigen Wanderer vermochtest Du zu laben. Und doch, warst Du nicht noch immer ein Kind der Natur, das seine Herkunft trotz allem, was man ihm zugemutet hatte, nicht verleugnete, zumindest noch immer ein lebendiges, bereicherndes Glied des Dorfes? Enten und Gänse hatten sich in Dir getummelt, und für die Kinder war es eine Wonne, in Dir zu „sudeln“. Warst Du nicht sogar ein Herzstück des Dorfes? War es nicht Deine wasserspendende, schützende Talmulde, die vor vielen Jahrhunderten die ersten Siedler anzog? Jetzt bist Du begraben in einem Betonsarg, bist tot und mit Dir ein unersetzliches Stück alten Dorfes. Ein Parkplatz und eine Grünanlage nach städtischem Vorbild nehmen Deine Stelle ein. Sie sind sauberer als Du einst warst, gewiß, aber was ist schon eine noch so wohl geplante und gepflegte Grünfläche gegen einen echten Dorfbach?

So wie Dir ergeht es vielen Deiner Brüder. Einmal müssen sie Straßenerweiterungen weichen, ein anderes Mal Parkplätzen, aber mitunter habe ich den Eindruck, daß man Euch allesamt nicht mehr mag und daß dies nicht selten der eigentliche Grund für Euer Begräbnis ist. Ja man schämt sich Eurer sogar und rümpft die Nase, wenn es ein wenig ländlich-würzig aus Euch duftet. Und wenn heute tatsächlich viele Dorfbäche in ganz anderem Grade verschmutzt werden als einst, dann sollten eigentlich die Verschmutzer und nicht die Verschmutzten bestraft werden. Doch man schämt sich Eurer mit all Eurem Zubehör, mit Euren alten Brücken, mit Eurer Enten- und Gänseschar letztlich aus einem tieferen Grund. Man schämt sich Eurer, weil Ihr „altmodisch“ scheint. Weil man die Stadt bzw. die Vorstadt als Vorbild nimmt, weil man sich auf dem Dorfe seines eigenen Wesens schämt, weil man alles tilgen will, was an das erinnert, was Jahrhunderte Schauplatz unseres Volkslebens war: das alte Bauerndorf. *Hans Mattern*

Handbuch der Stratigraphischen Geologie, Band II:

Paul Woldstedt, *Quartär*, VIII + 263 Seiten mit 77 Abbildungen und 16 Tabellen, Gzln. 59.- DM, F. Enke Verlag Stuttgart, 1969.

Wer das dreibändige Werk Paul Woldstedts über das Eiszeitalter kennt, dürfte sehr gespannt sein auf dieses vor kurzem erschienene Werk über das Quartär. In erster Linie für den Fachgeologen, aber auch für alle Liebhaber der Geologie gedacht, bringt es eine ausgezeichnete Übersicht über ein Erdzeitalter, das in manchen Teilen der Erde heute noch nicht abgeschlossen ist. Die Einteilung des Werkes ist sehr übersichtlich, sie ermöglicht ein rasches Auffinden der verschiedenen Großlandschaften. Mit Ausnahme Australiens werden mit unterschiedlicher Länge der Darstellung alle Erdteile behandelt.

Das nordeuropäische Vergletscherungsgebiet einschließlich Westsibiriens steht am Anfang, es folgt der anschließende Periglazialraum mit den Terrassen des Rheins, der Weser, Saale, Elbe mit ihren Nebenflüssen, der Mährischen Pforte, der Schotterterrassen der Themse, der Terrassen der Somme sowie der Löss im periglazialen Gebiet und der Schichtenfolge in den Höhlen. Im Kapitel 3 wird der uns besonders interessierende Raum der Alpen und ihrer Fortsetzung nach Westen und Osten gründlich behandelt. Hier vermisst man neueste Arbeiten über die Deutung der Vergletscherung Oberschwabens und Südbayerns. Wegen der notwendigen Straffung des Stoffes war aber ein näheres Eingehen auf diese Fragen wohl nicht möglich. Die Mittelmeerländer, die Tropen und Subtropen in Afrika, Ost- und Südasien mit Neuseeland, Nord- und Südamerika schließen sich an. Ergebnisse von Tiefseeforschungen, Darstellungen der Antarktis sowie interglazialer mariner Strände werden ausführlich wiedergegeben. Besonders wichtig sind die Bewegungen der Erdkruste und der Schwankungen des Meeresspiegels im Eiszeitalter. Von besonderer Bedeutung sind die prägnanten Abschnitte über die Entwicklung von Flora und Fauna und über die Ausbreitung des Menschen über die Erde. Hier wird durch die verfeinerten Untersuchungsmethoden in den nächsten Jahren noch manche Klärung offener Fragen möglich sein.

Neben allgemeinen Schätzungen über die Dauer des Eiszeitalters werden absolute Chronologien gegeben. Unter kritischer Betrachtung der verschiedenen Methoden zur Altersbestimmung glazialer oder interglazialer Schichten wird als wahrscheinlichste Dauer des Quartärs ein Zeitraum von 800 000 bis 1 000 000 Jahre angegeben.

Die schwierigste Frage, nämlich nach den Ursachen der Eiszeiten, bildet den Abschluß des Buches, das durch ausführliche Literaturangaben zu den einzelnen Kapiteln einen guten Zugang zu Originalarbeiten ermöglicht. Zwei Tatsachen werden als wichtig herausgestellt: 1. Das Eiszeitalter setzt sich auf der ganzen Erde aus mindestens 6 einzelnen Eiszeiten zusammen, die durch Interglazialzeiten, die etwa dem heutigen Klima entsprachen, getrennt waren. 2. Diese Eiszeiten und Interglazialzeiten traten auf der ganzen Erde genau gleichzeitig auf.

Zahlreich sind die Hypothesen über die Eiszeit-Ursachen. Mit Sicherheit ist nachweisbar, daß bereits vor den jüngsten Eiszeiten ähnliche Erscheinungen auf der Erde vor rund 550 und 275 Millionen Jahren auftraten. Wäh-

rend des Mesozoikums und Tertiärs war eine lange eisfreie Zeit auf der Erde vorhanden. Während des Tertiärs erstreckte sich die gemäßigte Zone bis zu den Polen, eine allgemeine allmähliche Temperaturabnahme setzte ein, verbunden mit dem Zunehmen der mittleren Höhe des festen Landes von 300 auf 800 m über dem Meer. Vielleicht sind außerdem langperiodische Änderungen der Strahlenintensität der Sonne als Ursache der Abkühlung anzunehmen. Dies dürfte, bei aller Unsicherheit der heutigen Erkenntnisse, die eigentliche Ursache der Eiszeiten gewesen sein, eine Abnahme der Wärmestrahlung und der ultravioletten Strahlung kann hierbei entscheidend mitgewirkt haben.

Helmut Schönnamsgruber

Hans Löhr, *So hilft man den Vögeln* – Vogelschutz das ganze Jahr. Reihe „Das Vivarium“, 68 Seiten mit 17 Abbildungen. Franckh'sche Verlagshandlung Stuttgart, 1969, 5.80 DM.

Jeder Naturfreund wird das neuerschienene Büchlein begrüßen, das Dr. Hans Löhr, vielen von uns persönlich bekannt und als Fachmann für ornithologische Fragen seit Jahren bewährt, geschrieben hat. Mehr und mehr wird der Lebensraum unserer gefiederten Freunde eingeeengt, Hilfe tut not. Winterfütterung, künstliche Nisthöhlen, Nischen und Vogelbäder können Verbesserungen der Lebensbedingungen für die heimischen Vögel bringen. Wichtig ist dabei allerdings, sicher über deren Lebensgewohnheiten urteilen zu können, denn unsachgemäße Fütterung kann mehr Schaden als Nutzen bringen. Und der Nutzen, den unsere heimischen Vögel z. B. in den Obstgärten bringen, überwiegt bei weitem die Schäden, die von einzelnen Arten angerichtet werden. Eine wichtige Handreichung gibt auch eine Liste der Stellen, bei denen Auskunft in Fragen des Vogelschutzes eingeholt werden kann. Das gut ausgestattete Büchlein kann ohne jede Einschränkung empfohlen werden.

Helmut Schönnamsgruber

Max Rehm, *Königin Katharina von Württemberg. Ihr Leben und Wirken nach Selbstzeugnissen und im Spiegel von Zeitgenossen, 1788 bis 1819*. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1968 (DM 9.80).

„Noch nie hat der Thron eine solche Frau besessen; so viel reinen, guten kräftigen Willen bei einem solchen Verstand und Gewalt über sich, so viele Thätigkeit und Überblick, so große Gewandtheit, die Menschen zu beherrschen ... finden wir nicht wieder ... Was Gutes unter uns zu wirken war, durch sie konnte man es ausrichten ...“ Besser als mit diesen Worten, die der Verleger Johann Friedrich Cotta 1819 an Charlotte von Schiller schrieb, lassen sich Charakter und Bedeutung dieser frühvollendeten Fürstin kaum ausdrücken. Und Gustav Schwab sagte bei der Trauerfeier am 19. März 1819: „Katharinas Leben ist nicht spurlos verschwunden. Es dauert fort in seinen Saaten ...“

Der Verfasser, selbst Fachmann auf dem Gebiet des von Katharina ins Leben gerufenen Sparkassenwesens (früher Direktor im Württembergischen Sparkassen- und Giroverband), gedenkt mit diesem kleinen Band in würdiger Form der lebenswürdigsten Gestalt unter den Frauen des Hauses Württemberg. Wer sich über sie noch eingehender informieren will, dem wird eine reiche Auswahl von Quellen und Literatur geboten. Die „Saaten“, welche Katharina, Tochter des russischen Zaren Paul und der Maria Feodorowna von Württemberg, in der kurzen Zeit ihrer Ehe mit König Wilhelm I. in fruchtbaren Boden legte, haben die wirtschaftliche und soziale Entwicklung

des Landes nachhaltig beeinflusst. Auf ihre Initiative zurück gehen vor allem der im Hungerjahr 1817 gegründete Wohltätigkeitsverein, die Württembergische Sparkasse, das Katharinenstift und die Landwirtschaftliche „Unterrichts-, Versuchs- und Musteranstalt“ Hohenheim. Das Stuttgarter Katharinenhospital schließlich wurde erst nach ihrem Tod von König Wilhelm I., jedoch nach einem Plan von ihr, ins Leben gerufen.

Katharina hatte, wie der Verfasser nachweist, für ihr weitausgreifendes soziales, wirtschaftliches und pädagogisches Wirken bestimmte Vorbilder, und gewann mancherlei Anregungen schon in ihrer Heimat und auf Reisen durch Österreich, Holland, England, die Schweiz. Auch in Oldenburg, der Heimat ihres früh verstorbenen ersten Gemahls Georg, gab es eine Landessparkasse, im braunschweigischen Göttingen eine kommunale Sparkasse, in Hamburg schon seit 1777 eine Allgemeine Versorgungsanstalt, in Bern seit 1787 eine „Dienstenzinskasse“. Hingegen aber auch solche Gedanken und Bestrebungen damals gewissermaßen in der Luft und lagen menschenfreundliche Reformen auch ganz auf der Linie der Aufklärung, in deren Schule jene Generation noch erzogen war: wie Katharina sie unter den Bedingungen ihrer neuen Heimat in die Tat umzusetzen wußte, verdient heute noch die größte Anerkennung. Spontaner Arbeitseifer traf sich in glücklichster Weise mit Organisationsbegabung, einem Sinn fürs Wesentliche wie auch Genauigkeit im Detail. Triebfedern waren eine tiefe Religiosität und schwesterliche Menschenliebe: sie wollte der Not der Nachkriegs- und Hungerjahre mit allen verfügbaren Mitteln entgegen treten, den Armen und Bedrängten helfen, bessere Bildungsmöglichkeiten schaffen und den allgemeinen wirtschaftlichen wie moralischen Zustand heben. Dazu wußte sie sich tüchtige Helfer zu gewinnen: den Verleger Cotta, der nicht nur im Geistesleben Deutschlands eine führende Rolle spielte, sondern auch Großunternehmer in den verschiedensten Branchen und einflußreicher Wirtschaftspolitiker war; dann den vielseitig gebildeten Hofbankdirektor Gottlob Heinrich Rapp, Kunstmäzen und Freund der Weimarer Klassiker; nicht zuletzt Georg August Hartmann, der verschiedene einflußreiche Ämter und Funktionen innehatte, auch er noch ganz von den Gedanken des Humanismus und der klassischen Philosophie erfüllt und getragen.

Wichtig für Katharinas geistige Entwicklung, oder näherhin ihre Hinwendung zu wirtschaftlicher und sozialer Reformtätigkeit war zweifellos die Begegnung mit dem Reichsfreiherrn von Stein zu Twer 1812. Sie stand mit ihm dann in Gedankenaustausch, und Stein besuchte sie 1817 in Stuttgart; beide sprachen voneinander nur mit der größten Hochschätzung. Nicht gering zu bewerten ist aber auch, wie der Verfasser betont, der Einfluß der Mutter, der tatkräftigen Zarin-Witwe aus württembergischem Stamm. Mit ihrem Bruder, dem Zaren Alexander I., hatte Katharina offensichtlich manches Gemeinsame, das herauszustellen recht reizvoll wäre. Auch er, der Besieger Napoleons und Vater der „Heiligen Allianz“, war ein hochbegabter Fürst, erfüllt von menscheitsbeglückenden Idealen, freilich mehr mystischer Versenkung als praktischem Handeln zuneigend. Unter dem Motto „Auf dem Throne sei ein Mensch!“ hat ihm unlängst Nikolaus von Sementowsky-Kurilo eine verständnis- und liebevolle Biographie gewidmet (Societätsverlag Frankfurt 1967); auf Grund alter Familienerinnerungen (der Verfasser ist ein Nachkomme des Leibarzts Alexanders I.) bekräftigt S. die Überlieferung, nach der Alexander nicht 1825 zu Taganrog verstorben sei, sondern noch mehrere Jahrzehnte lang als der vom Volk als heiligmäßiger „Starez“ verehrte Fedor Kusmitsch gelebt habe. Auch der andere Bruder, Nikolaus I., war in seiner Art ein bedeutender Herrscher (die Sowjets ließen sogar sein Denkmal

in Leningrad stehen, wiewohl er Inbegriff der Feudalreaktion und Militärdespotie im 19. Jahrhundert ist!), doch Alexander und Katharina geistig keinesfalls ebenbürtig. Diese beiden waren einmalige Erscheinungen – man möchte sagen: leuchtende Kometen am abendlichen Himmel des alten, dynastischen Europas.

Wilb. Koenig-Warthausen

Rudolf Lempp, *Das alte Rathaus in Esslingen*. Verlag Bechtle Esslingen 1969. 67 Seiten, 69 Abbildungen und Pläne, 2 ganzseitige Farbaufnahmen. DM 37,-.

Wer eine alte Kirche betritt – und sei es durch ein Barockportal – wird wenig erstaunt sein, wenn er beim Rundgang auf romanische und gotische Bauteile aus verschiedenen Baupochen stößt, ja vielleicht noch eine Kapelle im Rokokostil entdeckt. Bei Profanbauten kommt solche Stilmischung selten vor und um so weniger, wenn ein Bau wie das „Alte“ Rathaus in Esslingen, seit 5 1/2 Jahrhunderten auf den gleichen Grundmauern steht und nie abbrannte oder sonst zerstört wurde.

Allerdings tritt uns, vom Postmichelbrunnen kommend, dieses für Esslingen typische und weitbekannte Gebäude einmal als sauber verstreuter Fachwerkbau bester schwäbischer Zimmermannskunst des 15. Jahrhunderts entgegen, während es gegen den Platz des heutigen Rathauses seine drei gleichmäßigen Geschosse mit einem Renaissancegiebel geschmückt zeigt, den ein durchbrochenes Glockentürmchen spielerisch elegant überragt und bis auf mehr als 30 Meter hinauftreibt.

Das Platzbild beherrscht dieser „Rathaus“bau eindeutig, obwohl auf dem tiefsten Punkt liegend und von drei- bis viergeschossigen stattlichen Bürgerhäusern flankiert.

Wie diese Verschiedenartigkeit an ein und demselben Bauwerk entstand, zusammen mit inneren Umbauten in bewußtem Anpassen an wechselnde Voraussetzungen im Leben der Reichsstadt, wie dabei in mehr oder weniger sorgsamer Behandlung der überkommene Bestand vielfach verändert und bereichert wurde, das zeigt Lempp an Plänen verschiedener Bauzustände sowie an konstruktiven Einzelheiten und an Urkunden und alten Baurechnungen. Besonders der kühne und geradezu geniale Umbau durch Heinrich Schickhardt mit dem Einbau der Kunststuhle ist ausführlich behandelt. Es ist erstaunlich, mit wie wenig zusätzlichem Bauvolumen dieser phantastische Meister zustande brachte, was seine reichstädtischen Bauherren haben wollten: zeitgemäße Repräsentation der politischen Sonderstellung gegenüber der nur allzu nahe gelegenen württembergischen Herzogsstadt Stuttgart. Dazu gehörte eben auch die Kunststuhle, die Heilbronn, Nürnberg und andere Städte hatten, mit denen man sich ebenbürtig erweisen wollte.

Wieviel im Innern des Baues außer den großen Hallen im Erd- und ersten Obergeschoß, die Schickhardt im wesentlichen unberührt ließ, an schönen Räumen, Decken, Wandvertäfelungen und später Ornamentik des Barock noch zu sehen ist, wird dem Leser erneut bewußt; meist kennt der Besucher Esslingens diese Dinge überhaupt nicht. Das Werk könnte zu näherem Studium dieser Schätze anregen, zumal die meisten Räume als Ausstellungshallen, als Bibliothek und Museum sowieso öffentlich zugänglich sind oder auch zuzeiten als Gaststätten benutzt werden.

Lempp ist sicher der beste Kenner dieses Bauwerks, das er in den Jahren 1923–1926 als städtischer Oberbaurat zu zeitgemäßen Zweckbestimmungen umbaute, nachdem er es wie ein Arzt untersucht und von Altersschäden befreit hatte. Er hat damit das damals ziemlich verwahrloste Bauwerk als Zeuge langer städtischer Entwicklung

gerettet. Sein jetziges Buch setzt ihm nochmals ein dokumentgetreues Denkmal und ermahnt alle Verantwortlichen, es weiterhin lebendig zu erhalten, wo nötig zu pflegen und vor störenden Eingriffen zu schützen. Wie er in jedem Fall die Frage der Erhaltung, der Ergänzung oder der Neugestaltung sorgfältig erwog und je nach den besonderen Verhältnissen entschied, zeigt den kundigen Denkmalpfleger in Personalunion mit dem erfahrenen Baufachmann und dem schöpferischen Neugestalter. So hat er auch eine ganze Anzahl zeitgenössischer Künstler zur Ausschmückung des Innern herangezogen. Immer ging es ihm darum, den „besonderen Reiz in dem Nebeneinander so ungeheuer verschiedener Raumauffassungen“ und Bedürfnisse zu erhalten. Dem Verlag Bechtle, der 1926 vom gleichen Verfasser einen vergleichsweise kleinen und der Lage der Zeit entsprechend – kurz nach der Inflation! – bescheidenen Bericht gleichen Inhalts herausgab, ist es hoch anzurechnen, in welcher schöner Ausstattung diese „Neubearbeitung“ nun erscheint als eine Art Vermächtnis eines Mannes, der in Werk und Lehre unserem Land ein ganzes Leben lang Vorbildliches gegeben hat. Er hat selbst Worte dafür gefunden, die in einer der Tafeln im Schickhardt'schen Türmchen angebracht wurden und die wir innerlich mitvollziehen können:

Bist du auch nicht mein Kind,
hab ich dich doch mit Schmerzen neu geboren.
Nun gehst du mir als Heimat nicht verloren,
wo immer ich noch Rast und Herberg find.

W. Kittel

Wolfgang Metzger, *Die romanischen Reliefbilder an der Plieninger Martinskirche*. Calwer Verlag Stuttgart, o. J. DM 24,-.

Die im Titel genannten Reliefs waren Gegenstand schon vieler Deutungsversuche, in denen sich „der Herren eigener Geist“ spiegelt. Das Hauptverdienst der vorliegenden Monographie ist die geistvolle Auseinandersetzung mit diesen Versuchen; ihr dienen auch die meisten der 381 Anmerkungen, die einen beachtlichen wissenschaftlichen Apparat präsentieren. Mutmaßungen werden mit schlüssigen Argumenten entlarvt. Diese Arbeit kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Ihre Ergebnisse sind, von geringfügigen Ausnahmen abgesehen, objektiv richtig, oder, um es genau zu sagen: man schließt sich den in diesem Buch enthaltenen Negationen fast durchweg an. Mit ihnen schlägt der Verfasser jedoch nur eine Schneise für seine Hypothese, von der man naturgemäß nicht die Exaktheit verlangen kann, die sich in der Verneinung bewährt. „Beweise“ darf man dabei keine erwarten. Hier geht es vielmehr um Einsichten, die man am ehesten nach ihrer Vernünftigkeit wird beurteilen können, wobei als eigentlicher Maßstab dieser Vernünftigkeit die biblische Wahrheit gesetzt wird, d. h., daß der Verfasser seinem Gegenstand als Theologe gegenübertritt und ihm einen theologischen Inhalt abfordert. Das ist, bei Reliefs an einer Kirche, ein legales Verfahren, sofern die in solcher Postulierung liegende Grenze nicht überschritten und die vorgeschlagene Deutung nicht zum Dogma erhoben wird. Der Verfasser ist dieser naheliegenden, menschlichen Gefahr nicht erlegen. Darum wird man das von ihm gebotene theologische „Glasperlenspiel“ mit Genuß mitmachen.

Er geht von der Annahme aus, daß in Plienigen in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts ein handwerklicher Steinmetz unter der Inspiration eines bedeutenden Theologen arbeitete, der – wie auch der Steinmetz selbst – angesiedelt war am Strom „höchst verschiedener Bewußt-

seinsinhalte, in welchem uralte Menschheitserinnerungen, dunkle orientalische, antike, keltische oder germanische Elemente trieben“; einem Strom, der aber erhellt war „durch den Zufluß heller und klarer christlicher Erkenntnisse“. Von diesem Ort aus wurde die bildnerische Imagination gesteuert, die einem bestimmten theologischen Programm dient. Diesem Programm zufolge nimmt der Verfasser an, daß die Reihenfolge der Reliefs nicht die ursprüngliche ist, obwohl man keinen Grund für eine Umstellung in späterer Zeit erkennt. Dagegen, daß die Reliefs schon in spätrömischer Zeit aus einem anderen Bau übernommen und falsch versetzt wurden, spricht das Faktum ihrer stilistischen Übereinstimmung mit der übrigen Bauplastik (man vergleiche die Köpfe!).

Zu der Deutung der Reliefs darf kurz Folgendes gesagt werden. Einleuchtend ist die Interpretation des Reliefs mit dem Kirchenheiligen Martin und einem benachbarten, sich umarmenden Paar (sichtlich Mann und Frau) als „Der Heilige und die Stifter“. Das Relief des Steinmetzen mit erhobenem Hammer und Anschlagwinkel wird als „Beginn des Kirchenbaus“ bezeichnet, wozu auch Jes. 28, 16 angeführt wird. Die auffällige Herausstellung der Figur des Handwerkers mit seinen Werkzeugen scheint dadurch freilich nicht ganz begründet. Bezeichnend für die Weite des Horizontes der Metzger'schen Betrachtungen ist der Hinweis: „Sehr wohl möglich, daß dieses so beschaffene Winkelmaß (s. o.) zugleich in der Symbolik der Bauhütte seine besondere Bedeutung hatte, wie es dann in schlichterer Form bis heute in der Freimaurerei als vornehmstes der sogenannten beweglichen Kleinodien vom Stuhlmeister getragen wird.“ Das Relief zweier Gestalten (sichtlich Mann und Frau) seitlich eines Baumes, in den der Mann greift, wird mit Recht in Beziehung gesetzt zum Baum Peridexion des Physiologus; indessen, das Lebensbaummotiv ist so weit verbreitet, daß auch ein anderer Bezug vorliegen könnte. Die Deutung der beiden aneinandergeschmiegtten Löwen als „Gegensatz und Versöhnung der Geschlechter“ mutet als moderne Interpretation an. Der Schuß eines Mannes mit Pfeil und Bogen auf einen Riesenvogel – er wird nicht schlecht als „Nachtkrabb“ bezeichnet – soll den vom Pfeil des göttlichen Wortes getroffenen Zaubervogel der alten Mantik vorstellen, eine der typischen, auf den postulierten Sinn des Ganzen bezogenen Deduktionen des Werkes. Im Mann, der mit der Rechten ein Schwert gefaßt hält (keine Keule), mit der Linken einem Löwen ins Maul greift, wird eine Illustration zu 1. Sam. 17, 34 erblickt (David entreißt dem Löwen ein Schaf, greift ihm in den Bart und schlägt ihn tot). Das ist eine weitgehende Vermutung, die durch das Bild selbst nicht gestützt wird; merkwürdig auch, daß dieser Mann die einheitliche Kleidung aller Männer des Plieninger Reliefs trägt und daß er samt dem Löwen frontal, in einem darstellenden, ja vorführenden Sinne herausausschaut. Die Erweckung eines nackten Toten durch einen Mann, der mit dem Stab auf den Leichnam weist, wird ebenfalls sehr speziell gedeutet, als Abbildung der bekannten Totenerweckung Eliae (Stab = Stab des Propheten, wofür er jedoch zu kurz ist). Unwahrscheinlich ist der „Akt der Besprengung“ insofern, als hier ein, auch nackter, Mann vor einem merkwürdig großen Instrument in anbetender Haltung kniet, das ein vor ihm stehender, in der üblichen Weise gekleideter Mann mit zurückgebogenem Körper und beiden Armen ihm so vorhält als trüge er etwas Schweres. Die Deutung dieses Instrumentes als Weihwasserkolben will dazu nicht recht passen. Das Relief mit dem seltsamerweise armlosen Kentauren und dem zustechenden Mann (beide „paradieren“ wieder) wurde zu Recht mit zeitgenössischen Kentaurendarstellungen und -vorstellungen in Verbindung gesetzt, mit denen es sich freilich in der ganzen Art der Auffassung nicht decken will. Am ehe-

sten möchte man noch zustimmen, wenn in dem Mann, der dem aufgerichteten Löwen ins Maul greift, Simson gesehen wird. Ein mit gespreizten Beinen frontal herausgelehnt hockendes Männchen wird als Sinnbild des Himmels oder der Zeugung verstanden, ein doppelschwänziges Fischwesen als Verkörperung der Erde oder der Empfängnis, womit das theologische Programm in mythische Zusammenhänge eingebettet wird. Doch gelingt es Metzger gerade hier, an überlieferte Bildmotive anzuknüpfen. Alles in allem darf man das vorliegende Buch als eine im eigentlichen Sinne theosophische Untersuchung werten, wobei die hergestellten Bezüge von einer in das vorgefaßte Programm passenden Thematik bestimmt werden, auf die hin die Reliefs unter zu weit hergeholten Ableitungen gedeutet sind.

Die weitere Entwicklung der Forschung um die Plieinger Reliefs bleibt abzuwarten, das letzte Wort scheint noch nicht gesagt. Es ist die Frage, ob sich ihrer nicht ein guter Kenner mittelalterlicher Geheimkulte annehmen sollte, um zu prüfen, inwieweit deren Motive mit den Reliefs in Berührung gebracht werden können, vor allem hinsichtlich der Mysterien der mittelalterlichen Bauhütte, und sei es nur, daß entsprechende Vorstellungen seitens des ausführenden Steinmetzen einfließen. Die Anbringung so gearteter Reliefs an einer Kirche wäre nicht nur im Sinne einer umfassenden Katholizität möglich, sondern ließe sich auch daraus erklären, daß schon damals Deutungen möglich waren, die mit denen des Verfassers in einigen Punkten verwandt sein mögen.

Ad. Schabl

Das alte Württemberg. 30 Stahlstiche und Lithographien des 19. Jahrhunderts. Texte und herausgegeben von Max Schefold. Verlag Wolfgang Weidlich Frankfurt. DM 28.-.

In ansprechendem Querformat (30 x 28 cm) bietet der bekannte Kenner der württembergischen Vedute, Max Schefold, mit 30 Stahlstichen und Lithographien Ansichten württembergischer Städte von Mergentheim bis Friedrichshafen, von Rottweil bis Heidenheim. Die Bilder stammen im wesentlichen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und haben namhafte Zeichner und Stecher zu Schöpfern; erwähnt seien nur Emminger, Engler, Fleischhauer, Hebra, Obach, Wintergerst, Wölffle. Sie sind aus dem Geist des Biedermeier heraus gestaltet und lassen einen Hauch der Gemütlichkeit jener „guten alten Zeit“ verspüren, der die Unrast und Hetze unserer Tage noch unbekannt waren. Besonders deutlich wird sichtbar, wie reizvoll die alten Stadtkerne in die Landschaft eingebettet waren. Die Beschaulichkeit der Stadtansichten wird gesteigert durch die Staffage, wenn etwa unmittelbar vor dem Tor der Bauer seinen Acker pflügt oder der Schäfer seine Herde weidet oder Baumkulissen den Bildrahmen abgeben. Die Blätter bieten nicht nur ästhetischen Genuß, sie sind wichtige und wertvolle Dokumente für die Baugeschichte.

O. Rühle

Geschichte der Gemeinde Hegnach. Herausgegeben im Auftrag der Gemeinde Hegnach von Joachim Peterke, 1969. 243 Seiten mit vielen Abbildungen.

Dem glücklichen Umstand, daß ein „Zugezogener“, der in Hegnach seine zweite Heimat gefunden hat, von dem Drang beseelt war, den Werdegang des Bodens, in dem

er Wurzel geschlagen hat, zu ergründen, dazu dem Verständnis des Bürgermeisters und des Gemeinderats verdankt die Gemeinde ihr schönes Heimatbuch. Der Herausgeber, übrigens ein Richter, also kein „gelernter Historiker“, hat den größten Teil des Buches selbst geschrieben. Er hat nicht nur die Quellen gründlich studiert, wovon die 127 Anmerkungen zeugen, sondern sie mit großem Geschick zu einer lebendig geschriebenen Ortsgeschichte verarbeitet.

Nach einem Blick auf Landschaft und geologische Struktur werden die Siedlungsspuren der Jungsteinzeit, die Hügelgräber der Kelten, ein römischer Gutshof, der wohl bei den Alemanneneinfällen zerstört wurde, dann die erste urkundliche Nennung (1282) des zwischen 900 und 1100 entstandenen Ortes behandelt, der nach einer unverbürgten Angabe von Crusius zuerst den Schilling von Cannstatt gehört haben soll. Von der Mitte des 14. Jh. an sind die Junker von Staig als Ortsherren bezeugt, deren Lehnrechte, nachdem sie durch verschiedene Hände gegangen waren, schließlich von 1461 bis 1467 in der des Jörg Dürner von Dürnau wieder vereinigt wurden, der seinen Herrenhof zu einem für die spätere Geschichte Hegnachs wichtigen Schafhof umgestaltete und neben diesem gleichzeitig den „oberen Hof“ erbaute. Jörg Dürner von Dürnau geriet jedoch in Geldnot und mußte, nachdem er schon den großen Zehent zu Hegnach um 800 Gulden an das Dominikanerkloster in Schwäbisch Gmünd verkauft hatte, im Jahre 1467 an den Grafen Ulrich V. von Württemberg das Dorf Hegnach um 447 Gulden 3 Schilling und 4 Heller veräußern und ihm seinen Schafhof im Tausch gegen einen Hof zu Oßweil überlassen. Da Graf Ulrich 1470 auch den oberen Hof erwarb, war Hegnach von nun an ein württembergisches Dorf, das die Geschicke des Landes teilte, also die Reformation annahm, im Dreißigjährigen Krieg Unsägliches zu erdulden hatte und von den Drangsalen der „Franzosenzeit“ nicht verschont blieb. Es fehlt aber nicht an Besonderheiten, die dem kleinen Ort eine eigene Note verleihen, wie etwa die Geschichte der Familie des Wolfgang Gans.

Daß man bei einer so umfassenden Ortsgeschichte, von der unter allem zu Lobenden hier nur noch die Ortsplanrekonstruktionen hervorgehoben seien, an einigen Stellen Fragezeichen anbringen kann, ist selbstverständlich. So werden (S. 14) „Mammuts und andere tropische Tiere“ nicht gleichzeitig gejagt worden sein, auch dürfte der Name Hegnach (S. 31) kaum keltischen Ursprungs sein, sodann kann (S. 38) Oeffingen als Besitz des (schwäbischen) Domkapitels Augsburg im ausgehenden Mittelalter nicht als „bayrische“ Enklave bezeichnet werden. In dem Vermerk von 1350 bei einem Acker (S. 43) „qd. possid. H. v. Hägnach“ ist „H.“ nicht als „Herren“ zu lesen, sondern als abgekürzter Name, etwa Heinrich. Daß der Junker Franz von Bernhausen (S. 77) „nur dem Namen nach ein Edelmann, ansonsten ein Bauer wie alle anderen auch“ gewesen sei, trifft nicht zu. Daß er eine Gaststätte eröffnet habe, ist dem Vermerk im Taufbuch nicht zu entnehmen, denn dort (siehe Abb.) steht nicht „ein württ“, sondern „sein muett(er)“, nämlich die des getauften Kindes. Die kaiserliche Wappenbestätigung von 1541 für Wolfgang Gans bedeutete weder rechtlich noch auch nur (S. 85) faktisch eine Gleichstellung mit dem niederen Adel. Schließlich ist es nicht üblich, Napoleon III. als „Enkel“ des großen Napoleon zu bezeichnen (S. 149), wenn er auch als Sohn der Stieftochter Hortense des Korsen dessen „Stiefenkel“ war, sondern als Neffen, nämlich den Sohn seines Bruders Louis. Daß solche kleine Unstimmigkeiten den Wert des Buches nicht beeinträchtigen, braucht kaum betont zu werden.

H. U. Frhr. v. Rueprecht

Heimat Heumaden

Die alte Alamannensiedlung Heumaden, der jetzige Stadtteil Stuttgart-Heumaden, kann heuer auf 850 Jahre urkundlich belegter Geschichte zurückblicken. Um diese Tatsache im kommenden Juli würdig feiern zu können, wurde hier ein Jubiläumsausschuß gebildet, und dessen Vorsitzender, Herr Rolf Brettel, der sich schon viele Jahre um das Vereinsleben und um die fälligen Feste und Feiern verdient gemacht hat, beauftragte mich mit der Abfassung eines Heimatbuches, einer Aufgabe, der ich mich gerne unterzog. Meine Arbeit ist in diesem Frühjahr im Verlag Kohlhammer unter dem Titel „Heimat Heumaden“ erschienen.

Als Grundlagen dienten die Darstellung Heumadens in der „Beschreibung des Oberamts Stuttgart – Amt“ von 1851, das 32 Seiten starke Heft von Pfarrer Friedrich Fritz: „Bilder aus der Vergangenheit von Heumaden“, 1916, und dessen „Beiträge zur Ortsgeschichte“, veröffentlicht im „Gemeindeblatt für Heumaden“ 1914 bis 1919. F. Fritz war anerkannter Kirchengeschichtsforscher; aus seinen Vorräten wurde deshalb vertrauensvoll und großzügig geschöpft.

Die Urkunde vom 19. März 1120, in der Papst Calixt II. dem Kloster St. Blasien seine Besitzungen im Schwarzwald und in der Schweiz und die Schenkungen des Ritters Anselm von Nellingen bestätigt, ist für Heumaden zunächst eine Enttäuschung, weil es nicht darin erwähnt wird. Aus dieser Verlegenheit half uns Otto Schuster mit seinem „Heimatchbuch von Nellingen a. F.“, Esslingen a. N., 1948. Dort berichtet er folgendes: Im Besitz des Klosters St. Paul in Kärnten befindet sich das „Kopialbuch der Propstei Nellingen“. Dieses Urkundenbuch schlüsselt mit Datum vom 10. Juni 1199 die Besitzungen und Schenkungen Anselms auf und nennt als solche Berkheim, Ruit, Scharnhäuser, Heumaden, Stockhausen, Schlierbach, Reichenbach und Plochingen. Unsere Rechnung stimmt somit: Heumaden erkennt mit Recht in der Urkunde von 1120 seinen Eintritt in die geschriebene Geschichte. Verwalter all der genannten Güter war ein Klosterbruder, zugleich Pfarrer und Prokurator des so entstandenen „Nellinger Amtes“, das um 1250 zur Propstei erhoben wurde. Schon um 1120 erwähnten die Mönche von St. Blasien den Württemberger Konrad (II.) von Beutelsbach zum Schirmvogt ihres Nellinger Amtes, der späteren Propstei.

Diese Schirmvogtei war für die württembergischen Grafen wahrscheinlich jahrhundertlang ein einträgliches Geschäft. Aber sie versagte öfters gründlich in den Städtetagen des 15. Jahrhunderts: Die Esslinger suchten 1449 das schutzlose Filderdorf mit Brand und Mord schwer heim, und es war kein Trost, daß es im gleichen Jahr Degerloch, Kemnat und Leinfelden ebenso erging und daß sich die Württemberger an den Esslinger Spitalorten Möhringen und Vaihingen rächten. Andererseits vermittelte das Vogtgericht in Stuttgart erfolgreich, als die Heumäder mit dem Nellinger Propst, ihrem Zehnherrn, wegen der Kelterkosten und dem „Trinkwein“ in jahrzehntelangem Streit lagen (1480–1592), und Herzog Ulrich verfügte nach seiner Wiederkehr (1534) auf Grund seiner Vogteirechte für Heumaden die Reformation.

Bis 1649 war das Kloster St. Blasien der Landes-, Grund- und Zehnherr der Propstei Nellingen, dann ging diese, und damit Heumaden, durch Tausch an Württemberg über. Damit geriet Heumaden, wie seine Nachbargemeinden, noch stärker in den Sog der württembergischen und deutschen Geschichte. Das bedeutete, besonders in den Franzosenkriegen, schwere Lasten aller Art; als z. B. der General Le Courbe anno 1796 mit 8000 schlecht ausgerüsteten Franzosen auf dem Heumadener

Wasen für 5 Tage ein Lager aufschlug und den Bürgern noch 200 Reiter ins Quartier legte, wurde der Ort jämmerlich ausgeplündert und ausgeraubt. Aber natürlich profitierte Heumaden auch von der Anpassungspolitik des dicken Friedrich, dem Aufstieg seines Hauses, der Verfassung von 1819, der Bauernbefreiung und schließlich von dem Werk Bismarcks. Der Darstellung der soliden Verhältnisse im 19. Jahrhundert und bis zum ersten Weltkrieg ist in „Heimat Heumaden“ viel Raum gegeben, und die noch lebenden alten Heumäder schwärmen noch bis an ihr Ende von jener „guten alten Zeit“.

In den Kapiteln „Übergänge“ und „Das größere Heumaden“ wird die Ortschronik bis in die Gegenwart fortgeführt. Es wird gezeigt, wie aus dem bauerlichen Pfarrdorf mit etwa 600 Einwohnern eine lichte, gesunde Wohnstadt für rund 6000 Menschen wurde. Im Eingemeindungsvertrag vom 1. April 1937 hat die Stadt Stuttgart versprochen, den dörflichen Charakter Alt-Heumadens zu wahren (sogar Farren- und Bockhaltung sollten bestehen bleiben dürfen) – dieses und andere Versprechen wurden gehalten. Neu-Heumaden ist sorgfältig geplant, gut ausgestattet und verkehrsmäßig nach allen Seiten befriedigend angeschlossen.

Unser Heimatchbuch ist den vielen Alt- und Neubürgerfamilien und allen Freunden Heumadens von nah und fern gewidmet; es will zugleich zu unserer 850-Jahrfeier im Juli 1970 einladen.

Hermann Zielfleisch

Das ungewöhnliche Konzert. Musikergeschichten der Weltliteratur. Herausgegeben von Ruth Stiegel, Verlag Jakob Hegner, Köln und Olten. 1969. 374 Seiten, DM 19,80.

„Es wird so viel über Musik gesprochen, und so wenig gesagt. Ich glaube überhaupt, die Worte reichen nicht hin dazu, und fände ich, daß sie hinreichen, so würde ich am Ende gar keine Musik mehr machen.“ Ungeachtet dieser Warnung Felix Mendelssohn-Bartholdys, der die Aussagekraft der Musik höher schätzte als die des Wortes, erschien es vielen Schriftstellern reizvoll, der Welt des Musikers und der Musik literarische Gestalt zu geben. Sie schrieben Erzählungen um Kapellmeister und Straßenmusikanten, um Wunderkinder und Dilettanten, um Musikausbildende und Musikliebende – Themen, die menschliche Anteilnahme wecken und das musikalisch-künstlerische Interesse des Lesers ansprechen. Der vorliegende Band enthält eine Auswahl von 24 Musikergeschichten der Weltliteratur vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Von der Vielfalt und dem Reichtum zeugt am besten das Inhaltsverzeichnis: Salomon Gessner, Die Erfindung des Saitenspiels und des Gesangs; W. H. Wackenroder, Das merkwürdige musikalische Leben des Tonkünstlers Joseph Berglinger; E. T. A. Hoffmann, Johannes Kreislers, des Kapellmeisters, musikalische Leiden; Ch. Dickens, Der Irrtum der Putzmacherin; Richard Wagner, Eine Pilgerfahrt zu Beethoven; H. A. Andersen, Die Nachtigall; Leo Tolstoj, Luzera; Henryk Sienkiewicz, Der Spielmann; Th. Storm, Ein stiller Musikant; August Strindberg, Der Siebenschläfer; Hermann Bang, Charlot Dupont; O. Henry, Ein Liebesopfer; Stikalez, Der Komponist; Heinrich Mann, Die Branzilla; J. L. Perez, Der Baßgeiger; Thomas Mann, Das Wunderkind; Hermann Hesse, Alte Musik; Arnold Zweig, Quartettsatz von Schönberg; Carl Sternheim, Schuhlin; M. A. Nexö, Der Hofsänger; M. Moretti, Quartett der Komplimente; Gábor Goba, Der Herr Künstler; Martin Walser, Was wären wir ohne Belmonte; Willi Bredel, Frühlingssonate. Die Erzählungen bieten keine biographischen oder musikhistorischen Beiträge; sie tragen vielmehr Bekenntnis-

Charakter. Hinter der Vordergründigkeit der einzelnen Schicksale zeigt sich immer wieder die Macht, die die Musik mit ihrem eigentümlichen Zauber auf den Menschen ausübt. Die poetischen Deutungen des Wesens der Musik, zu verschiedenen Zeiten entstanden und unterschiedliche Kunstanschauungen offenbarend, vermögen das eigene Musikempfinden des Lesers zu vertiefen. – Ein außergewöhnliches Buch, das allen Musikfreunden aufs wärmste empfohlen sei.

O. Rühle

Alexander Wien, Großer Bogen: Tessin. Liebe – Kunst – berühmte Namen. 196 Seiten Text, 28 Großfotos. Wig-Verlag, Tauberbischofsheim. Geb. DM 22,50.

Dieses Buch ist kein Reiseführer im üblichen Sinn – es ist ein Wegweiser, ein Schlüssel, der ein Tor öffnet in ein Land, wie man es bisher nicht kennt. Auch wer glaubt, das herrliche Tessin genau zu kennen, wird in diesem Buch viel Neues finden. Es ist aus liebendem Herzen heraus geschrieben, wie denn die Beschreibungen der Landschaft und die Schilderungen ihrer Menschen auch in den Rahmen einer zarten Liebesgeschichte eingebettet sind. Nicht in lehrhaft dozierendem Ton, sondern berichtend, erzählend, plaudernd werden uns die Naturschönheiten, die geschichtlichen Entwicklungen und die zahllosen Kunstschöpfungen nahegebracht. Auffallend ist, wie viele große Künstler aus dem Tessin, vor allem aus einsamen Bergdörfern hervorgegangen sind. Da sind etwa die Künstlerfamilien der Gagini, der Tencala, der Carlone oder Carlo Maderna aus Bissone, der Vollender der Peterskirche in Rom – um nur diese stellvertretend für die vielen anderen zu nennen. Nicht vergessen wollen gerade wir Schwaben, daß im Tessin unser großer Landsmann Hermann Hesse zu seiner dichterischen Berufung geführt wurde. – Ein ungemein anregendes und erfrischendes Buch, das mit guten Bildern ausgestattet ist.

O. Rühle

Christoph von Schmid und seine Zeit. Herausgegeben von Hans Pörnbacher. – Anton H. Konrad Verlag Weißenhorn. – 206 Seiten.

An dem Sammelband zum Gedenken des 200. Geburtstages des bis zu unsern Großvaterzeiten bekannten Jugendschriftstellers und Pädagogen Christoph von Schmid sind außer dem Herausgeber acht weitere Autoren beteiligt. Zwei der Beiträge sind schon früher anderwärts veröffentlicht worden. Der Schwerpunkt der Darstellung ist auf die beiden letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts verlegt, die Studienjahre Schmidts und seine Lebensabschnitte als Kaplan und Schulbenefiziat in Thannhausen und als Pfarrer in Oberstadion. In vorgerücktem Lebensalter hat der als Domherr nach Augsburg berufene und mit dem persönlichen Adel ausgezeichnete Lebenserinnerungen verfaßt. Die einleitende Abhandlung setzt sich unter kritischer Verwertung persönlicher Dokumente und Briefe neben Zeugnissen seiner Lehrer und Freunde mit den von der Weisheit des Alters verkärten Erinnerungen auseinander. In der folgenden Reihe von Abhandlungen erhalten die vom Geist der Zeit erfüllten, mit dem begabten Studenten in nahen Beziehungen stehenden Persönlichkeiten eine Würdigung, unter ihnen besonders der Exjesuit, Professor und spätere Bischof von Regensburg Johann Michael Sailer und der Augsburger Weihbischof Ungelter. Aufschlußreiche Einblicke in die Aufklärungszeit im Umkreis von der Universität Dillingen und im schwäbisch-bayerischen Raum vermitteln die Abschnitte von den Auseinandersetzungen zwischen Fortschritt und Beharrung an der Universität Dillingen und die Tagebuchaufzeichnungen des dortigen

Professors Weber. Das Verhältnis von dem Schriftsteller Schmid zur Literatur jener Jahrzehnte erhält eine eigene Darstellung. Eine Auswahl von teilweise unveröffentlichten Briefen und eine ausführliche Bibliographie ergänzen die Darstellungen. Aus den Abhandlungen und den Dokumenten fallen vielerlei Schlaglichter auf einen weiten Personenkreis im heutigen Bayern und Württemberg und ihre Stellung zur Aufklärung und ihrer Nachklänge. Der Verlag hat den Band mit einer großen Anzahl von Bildtafeln in vorzüglicher Auswahl der Motive und vier Faksimilien ausgestattet. Für den Raum zwischen Lech und Donau stellt das Buch eine sehr anregende und wertvolle Veröffentlichung dar, aus welcher sich wichtige Einblicke in die Landschaft und ihre bewegenden Kräfte gewinnen lassen.

W. Baur

Herbert Maisch, Helm ab – Vorhang auf! Siebzig Jahre eines ungewöhnlichen Lebens. Verlag Lechte, Emsdetten, 468 S. 17 Abb. 24.80 DM. – Ja, ein ungewöhnliches Leben war es, auf dessen Höhe der aktive Offizier Herbert Maisch, als geborener Nürtinger und Beamtensohn später auf der Alb, dann im Kadettenkorps und schließlich in der Garnison Ulm zu Hause, sich bei Kriegsende 1918 nach Verlust des rechten Arms der Laufbahn als Regisseur und Intendant zuwandte. Während die zweite Hälfte seiner Rückschau von Erfolgen im Theaterleben berichtet, fesselt den Württemberger vor allem der erste Teil, der im Friedensdienst und Kriegserleben mit den treuen Soldaten der Ulmer 27., der sogenannten „Bauerndivision“ gipfelt. Kritische, aber auch köstliche Bilder zeichnet er als scharfer Beobachter. Obwohl der Verfasser den Größen des 1000jährigen Reichs keineswegs grün war, finden wir auch dabei humorgewürzte treffende Zeichnungen, die des einst im heimatlichen Kulturleben allmächtigen Georg Schmücke in seiner allzumenschlichen Eitelkeit verdient allein den Hinweis auf die Schilderung einer Zeit, die, von vielen noch miterlebt, doch allen schon so ferngerückt ist.

W. Kohlhaas

Schriftenreihe für Landschaftspflege und Naturschutz. Heft 4: Zur Belastung der Landschaft. Bonn-Bad Godesberg 1969. 158 Seiten, Landwirtschaftsverlag 4403 Hilstrup. DM 12,-.

Im Rahmen des Europäischen Naturschutzjahres ist viel die Rede von den Gefahren, die dem Boden, dem Wasser, der Luft und damit auch der gesamten Lebewelt drohen. Es besteht kein Zweifel, daß nicht nur einzelne Landschaftsteile, sondern bereits das gesamte Landschaftsgefüge, der gesamte Haushalt der Natur in einer Weise belastet ist, die an das Unzumutbare grenzt und eine mehr oder minder große Gefahr anzeigt. Aber wie groß ist diese Belastung? Erstmals liegen für Deutschland genaue Zahlen vor durch diesen Bericht, den die Bundesanstalt für Vegetationskunde im Auftrag des Bundesministers für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten erstellt hat. Überblickt man diesen Bericht, so ist erstaunlich, wieviel exaktes Zahlenmaterial zu diesen so wenig erfreulichen Themen bereits vorliegt. Doch ist hier nicht der Ort, Zahlenwerte anzugeben. Doch sei darauf hingewiesen, daß in Teil II desselben Heftes noch drei wertvolle Arbeiten vorliegen, die von der Behandlung von Abfalldeponien, von der Rheinvergiftung 1969 und von der Verschmutzung des Meeres durch Öl und Detergentien handeln.

Karl Baur

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8-16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 30 27, Städt. Girokasse Stuttgart 2 164 308

Jahreshauptversammlung 1970

am 20. und 21. Juni in Göppingen

Unter Hinweis auf die Ausschreibung in Heft 1/1970 der „Schwäbischen Heimat“ laden wir nochmals zum Besuch der Jahreshauptversammlung ein, indem wir zugleich ein ergänztes Programm bekanntgeben. Auf die Anmeldung hin erhält jedes Mitglied eine Anmeldekarte, die aus-

gefüllt an uns zurückgesandt wird (betr. Quartier, Beteiligung an den Omnibusfahrten zwischen Stuttgart und Göppingen, Teilnahme am gemeinsamen Mittagessen am 21. und an einer der Führungen desselben Tags).

Programm

Samstag, 20. Juni:

13.15 Abfahrt im Omnibus von Stuttgart, Karlsplatz (vor dem Innenministerium), nach Göppingen.

15.15 im Oetinger-Saal des Ev. Gemeindehauses, Kelle-reistraße 16, „Göppingen – Stadt am Fuß des Hohenstaufen“, Vortrag mit Lichtbildern von Manfred Akermann, Stadtarchivar.

16.00 am gleichen Ort „Altes und Neues vom Göppinger Sauerwasser“, Vortrag mit Lichtbildern von Dr. P. Groschopf, Oberlandesgeologe.

17.00 am gleichen Ort Mitgliederversammlung des Verbandes der württ. Geschichts- und Altertumsvereine:
Tätigkeitsbericht mit Rechnungslegung – Kurzberichte über die Tätigkeit der Mitgliedsvereine – Pläne für die künftige Arbeit – Jahrestagung 1971 – Verschiedenes.

17.30 am gleichen Ort Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes e.V.:
Tätigkeitsbericht des Vorsitzenden – Kassenbericht des Schatzmeisters und Prüfungsbericht des Kassensprüfers – Wahl des 1. stellv. Vorsitzenden – Verschiedenes.

20.15 am gleichen Ort „Alte Kirchen heute: Denkmalwert – Gegenwartswert“, Vortrag von Architekt Dipl.-Ing. P. Haag.

21.45 Abfahrt im Omnibus ab Ev. Gemeindehaus nach Stuttgart.

Sonntag, 21. Juni:

9.00 Abfahrt im Omnibus ab Karlsplatz Stuttgart nach Göppingen.

10.00 im Kleinen Saal der Stadthalle Mitgliederversammlung der Gesellschaft für Naturkunde e. V.
Jahresbericht – Kassenbericht – Antrag auf Entlastung – Sonstiges.

10.45 am gleichen Ort Feierstunde mit Begrüßung und Festvortrag von Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder „Naturschutz und Mensch der Gegenwart“.

12.30 im Nebenzimmer der Stadthallen-Gaststätte gemeinsames Mittagessen (nur nach Anmeldung, vgl. Anmeldekarte).

14.15 Führungen (wahlweise, ab Stadthalle):

1. Stadt mit Museum und Hohenstaufen, von M. Akermann, Stadtarchivar.

2. Studienfahrt in das geplante Landschaftsschutzgebiet „Kaiserberge – Asrücken – Rehgebirge“ mit Aussprache in der Burggaststätte Staufenneck, von Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder.

3. Geologische Studienfahrt mit Dr. P. Groschopf, Oberlandesgeologe, und Dr. Klaus Bleich: Göppingen – Göppingen/Jebenhausen (Führung durch das neu eingerichtete geologische Museum mit der Sammlung Dr. Engel) – Faurndau (Sauerbrunnen) – Bad Boll (Schwefelbrunnen) – Göppingen.

4. Studienfahrt „EVS und Heimatbund“, Besichtigung des Umspannwerkes der EVS in Wendlingen mit Erörterung wichtiger Fragen, von Willy Baur.

19.00 Abfahrt im Omnibus nach Stuttgart (ab Stadthalle).

Ferienwoche 1970

25. Juli–1. August, Calw

Wir verweisen auf die Ausschreibung in Heft 1/1970 der „Schwäbischen Heimat“. Da die Plätze in der Staatl. Akademie Calw nicht ausreichen werden, haben wir in einem schöngelegenen Gasthaus im Luftkurort Speßhardt ob Calw eine größere Zahl von Betten belegt; zwischen Speßhardt und der Staatl. Akademie Calw wird von uns ein Omnibus-Pendelverkehr eingerichtet, der die Abnahme von Vollpension möglich macht, ohne daß dadurch der Besuch der Veranstaltungen beeinträchtigt wird (Vollpensionspreis DM 18.–). Im folgenden geben wir das ergänzte und berichtigte Programm.

Programm

Samstag, 25. Juli:

Anreise

- 20.15 Eröffnung und Vortrag von Dr. Bran „Europäische Zusammenhänge und Begegnungen im Schwarzwald“.

Sonntag, 26. Juli:

- 11.00 „Der nördliche Schwarzwald im Spiegel der Dichtung“, Lesungen von Annette Gössel, Calw, mit einführenden und verbindenden Worten von Dr. Adolf Schahl.
- 14.00 Führung durch Stadt und Museum im Joh.-Martin-Vischer-Haus von Stadtarchivar Walter Staudenmeyer.

Montag, 27. Juli:

- 9.00 „Der nördliche Schwarzwald als Naturraum und Erholungsgebiet“, Vortrag von Hauptkonservator Dr. H. Schönnamsgruber.
- 14.00 Studienfahrt mit Besuch von Bad Liebenzell (Bad und Burg) und Wildbad unter Führung von Hauptkonservator Dr. H. Schönnamsgruber.

Dienstag, 28. Juli:

- 9.00 „Der nördliche Schwarzwald in der Raumordnung der Gegenwart“. Vortrag von Dr. W. Nährlich, Pforzheim.
- 14.00 Studienfahrt mit Besuch von Neuenbürg und Herrenalb unter Führung von Stadtarchivar Walter Staudenmeyer (Geschichte), Dr. Adolf Schahl (Kunstgeschichte) u. a.

Mittwoch, 29. Juli:

- 8.00 Ganztägige volkskundliche und siedlungsgeschichtliche Studienfahrt mit Professor Dr. H. Dölker mit Abschluß in Wildberg.

Donnerstag, 30. Juli:

- 9.00 „Das Verhältnis von Pietismus und Wirtschaft in Calw am Anfang des 19. Jahrhunderts – ein lokalhistorischer Beitrag zu einer universalhistorischen These von Max Weber“, Vortrag von Univ.-Professor Dr. Hartmut Lehmann, Kiel.
- 14.00 Studienfahrt mit Besuch von Bad Teinach (Badgebäude, Mineralbrunnen AG, Kirche mit turris Antonia) unter verschiedener Führung und Zavelstein, Burg und Stadt, unter Führung von Stadtarchivar Walter Staudenmeyer.
- 20.30 Museumskonzert (Kammermusik) im Joh.-Martin-Vischer-Haus, dargeboten von einem Calwer Musikkreis.

Freitag, 31. Juli:

- 9.00 „Kloster Hirsau – Geschichte und Kunstgeschichte“, Vortrag von Dr. Wolfgang Irtenkauf.
- 14.00 Studienfahrt mit Besuch von Hirsau unter Führung von Dr. Wolfgang Irtenkauf.
- 20.15 Geselliges Zusammensein mit unterhaltenden Beiträgen.

Samstag, 1. August:

- 8.00 Rückblick und abschließende Aussprache.
Abreise

Studien- und Lehrfahrten

In Ergänzung zu dem bereits bekanntgegebenen Programm teilen wir mit, daß die Studienfahrt „Kirchen, Burgen und Fachwerkhäuser im Elsaß“ vom 2. bis 4. Oktober wiederholt wird; ferner kann die Studienfahrt „Bühler- und mittleres Kochertal“ auch am 10. Oktober durchgeführt werden. Auch unternehmen wir zusätzlich im Rahmen der Veranstaltungen des Europäischen Naturschutzjahres folgende Studienfahrten, an denen auch Nichtmitglieder bzw. Mitglieder anderer am Europäischen Naturschutzjahr beteiligten Vereinigungen teilnehmen können:

Neue Natur- und Landschaftsschutzgebiete der schwä-

bischen und fränkischen Keuperberge, Samstag, 27. Juni, mit Dr. O. Rathfelder. Bereits besetzt (mit Freiwerden von Plätzen bei Rücktritten ist zu rechnen). DM 14.–.

Naturschutzgebiete der Südwestalb, Sonntag, 5. Juli, mit Dr. H. Schönnamsgruber. DM 14.–.

Naturkundliche Wanderungen auf der Mittleren Alb, Sonntag, 12. Juli, mit Dr. O. Rathfelder. DM 12.–.

Zu Naturschutzgebieten des nördlichen Schwarzwalds, Sonntag, 19. Juli, mit Dr. H. Schönnamsgruber. DM 16.–.

Rechts und links des Neckars von Stuttgart bis Gundelsheim, Samstag, 3. Oktober, mit Dr. O. Rathfelder. DM 13.–.

Sinnvolles schenken

DURCH EINE ERLESENE AUSWAHL SCHÖNER DINGE IM

Kunsthhaus Schaller

STUTTGART MARIENSTRASSE 1 C

2



Göppinger Christophsquelle

Rein-natürliches Heilwasser, bei Magen-
Darmkatarrhen und -Entzündungen,
katarrhalischen Erkrankungen der
ableitenden Harnwege

Anfragen: Christophsbad 7320 Göppingen

JACQUARD-DRELLE
GESTREIFTE DRELLE
LIEGENSTOFFE
MIEDERSTOFFE



GEBR. FRANKFURTER KG. GÖPPINGEN
MECH. BUNTWEBEREI · FÄRBEREI · AUSRÜSTUNG

**Manche
sagen:**

**Immer wieder bezahlen - ist
das lästig!**

Stimmt.

**Machen Sie sich's wenigstens
bequem - mit einem Girokonto
bei uns.**

Geld bekommen, Rechnungen,
Miete, Beiträge bezahlen, Einkaufen –
all das geht natürlich auch mit
Bargeld. Aber weitaus besser
geht's bargeldlos: Rechnungen
bezahlen Sie durch Überweisung;
bei Einkaufen zahlen Sie mit
Scheck; regelmäßig wiederkehrende
Zahlungen lassen Sie von uns
durch Dauerauftrag oder
Einzugsermächtigung erledigen.
Kommen Sie zu uns – wir richten
Ihnen ein Girokonto ein. Sie werden
es bald nicht mehr missen wollen.



**wenn's um
Geld geht-
SPARKASSE**

Kohlhammer Kunst- und Reiseführer Schlüssel zu fremden Ländern

Prag

Von Günter Wachmeier

400 Seiten. 12 Kunstdrucktafeln, 2 mehrfarbige Stadtpläne, 4 einfarbige Kartenausschnitte, 51 Grundrisse und Zeichnungen, 3 Stiche, 1 Verkehrszeichentafel. Flexibler Balacron-Einband. DM 19,80

Auto – Motor und Sport: „Das ist ein Führer, wie man ihm nicht alle Tage begegnet. Modern in der Einteilung und so zuverlässig, daß er hundert andere beschämt.“

Paris

Von Josef Maximilian Wiesel

256 Seiten. 1 mehrfarbiger Stadtplan. 3 Kartenausschnitte, 8 Grundrisse, 44 Seiten Register. Plastik mit Schutzumschlag. DM 12,80

Rom

Von Josef Maximilian Wiesel

4., verbesserte Auflage. 318 Seiten. Fünffarbiger Stadtplan. 12 Karten und Grundrisse. 8 Fotos. Flexibler Balacron-Einband. DM 17,80

Frankfurter Allgemeine: „Man macht sich kaum einer Übertreibung schuldig, wenn man das Buch von Wiesel als klarsten und übersichtlichsten und auch umfassendsten Rom-Führer bezeichnet, der in deutscher Sprache vorliegt.“

Mittelitalien

Von Josef Maximilian Wiesel

Toscana – Umbrien

258 Seiten. 10 farbige Stadtpläne, 3 Übersichtskarten und Grundrisse. Flexibler Balacron-Einband. DM 9,80

Istanbul und Umgebung

Von Vera Hell

102 Seiten. 6 Pläne, 24 Bildtafeln. Flexibler Balacron-Einband. DM 6,60

Istanbul und die vordere Türkei

Von Vera Hell

2., erweiterte Auflage. 270 Seiten Text mit 35 Plänen, 3 farbigen Karten und 64 Bildtafeln. Flexibler Balacron-Einband. DM 19,80

Frankfurter Rundschau: „Die Führer durch Istanbul und die westliche Türkei stellen Material zur Verfügung, wie es in gleich guter und nutzbarer Mischung selten ist.“

Kreta

Von Richard Speich

180 Seiten. 38 Plan-Skizzen, 1 farbige Karte, 24 Bildtafeln. Flexibler Balacron-Einband. DM 17,80

Heilbronner Stimme: „Alles, was man für eine Reise auf die Insel Kreta wissen sollte, ist ausführlich und dennoch kurz in dem Führer enthalten. Damit kann der anspruchsvolle Tourist getrost nach Kreta fahren.“

Hellas

Kunst der Griechen

Herausgegeben von Wilhelm Kraiker

256 Seiten Text mit 128 Bildtafeln, 25 Zeichnungen. Flexibler Balacron-Einband. DM 9,80

Norddeutscher Rundfunk: „Das Buch hat Niveau, vermittelt fundiertes Wissen, gibt eine geistvolle Interpretation der wichtigsten Phänomene des Griechentums. Ein Kompendium der griechischen Kunst.“

Athen, Attika und die argosaronischen Inseln

Josef Maximilian Wiesel / Richard Speich

248 Seiten. 8 Seiten Kunstdrucktafeln, 4 Seiten Karten. Flexibler Balacron-Einband. DM 22,80

Dieser ausführliche Führer konzentriert sich erstmals auf Athen und seine weitere Umgebung. Neben einer Fülle praktischer Informationen und wichtiger Anregungen werden vor allem in zuverlässiger Weise alle kunsthistorischen Sehenswürdigkeiten beschrieben.



Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart

J.W.H.
1826

Bücher aus allen Literaturgebieten
Kunst- und Bildbände · Reisebücher
Wissenschaftliches und Bibliophiles Antiquariat
Württembergica · Alte Drucke · Grafik

JULIUS WEISE'S HOFBUCHHANDLUNG STUTTGART

Königstr. 17 · Zwischen Commerzbank und Salamanderbau · Ruf 22 17 46/47



Das Ries -

Gestalt und Wesen einer Landschaft

Ein Heimatbuch

10 Lieferungen (3 bereits erschienen), je 96 S. mit zahlreichen Abbildg., je **DM 15.-**

Fränk.-Schwäb. Heimatverl. Oettingen/Bay.

Anzeigenaufträge nimmt entgegen

Verlag

W. Kohlhammer GmbH

7 Stuttgart, Urbanstr. 12-16

...alles mit Wüstenrot, Deutschlands größter Bausparkasse:

Hausbau, Hauskauf,
Wohnungserwerb
und Althausmodernisierung

Informations-Broschüre kostenlos durch unsere
örtliche Beratungsstelle
oder beim Wüstenrot-
Haus, 714 Ludwigsburg.

Wüstenrot



Hermann
Missenharter
Liebes
altes Württemberg



Kohlhammer

Hermann Missenharter Liebes altes Württemberg

290 Seiten. Mit 14 Reproduktionen von Merian-Stichen sowie einem Kupferstich aus dem Stammbuch des Württembergischen Regentenhauses. Leinen DM 19,80

„Dieses Buch ist zweifellos nicht nur für diejenigen bestimmt, die Württemberg kennen und daher lieben und schätzen, sondern auch für diejenigen, die sich ein objektives Bild über dieses Land machen wollen.“

Pforzheimer Zeitung

3



Göppinger Sauerbrunn



Seit 1404, natürliches Mineralwasser,
fördert Verdauung und Stoffwechsel.

Besonders geeignet zum
Mischen mit Wein und Fruchtsäften

Anfragen: Christophsbad 7320 Göppingen

URSPRINGSCHULE

Staatlich anerkanntes math.-nat. Gymnasium (Vollanstalt)

Das evangelische Landschulheim am Südhang der Schwäbischen Alb

Klassen I - III in Schloß Mochental bei Munderkingen

Klassen IV - IX in Urspring bei Schelklingen

Anmeldungen für das Schuljahr 1970/71 bei der Schulleitung in Urspring

Oberstudiendirektor Pfarrer Schieck

7933 Schelklingen-Urspring · Telefon: 07394-261

Hie gut Württemberg allewege

(Swiridoff Bildbände Bd. 19) Burgen, Klöster, Städte. Text von Jos. Eberle. 152 S. m. 129 Bildtafeln. Ln DM 42,—

Heilbronn

(Swiridoff Bildbände Bd. 6) Text von Otto Rombach. 133 S. mit vielen, meist ganzseitigen Fotos. Ln DM 12,80 (statt DM 22.50)

Tübingen

(Swiridoff Bildbände Bd. 8) Ein Bildbuch. Mit Bildtexten v. Wolfg. Müller und einem Essay v. Arthur Georg Richter. 135 S. mit vielen Fotos. Ln DM 26,—

Reutlingen

(Swiridoff Bildbände Bd. 10) 136 S. mit vielen großformatigen Fotos. Ln DM 28,—

Schwarzwald

Text von Rich. Schmidt. 78 S. mit Abbildungen, 160 Fotos auf Tafeln von Helga Schmidt-Glassner, 1 Farbtafel. Ln DM 27,—

Das Stuttgart-Buch

Ludw. Windstosser u. Herm. Missenharter. Großer Bild- und Textband. Text v. H. Missenharter. 116 S. mit zahlr., zum Teil ganzseitigen Fotos v. Ludw. Windstosser. In Schuber. Hln DM 32,—

Geliebtes altes Stuttgart

Richard Zanker. Erinnerungen u. Begegnungen. 120 S. 32 Farbtafeln. 18 einfarbige Abbildungen auf 16 Tafeln. Ln DM 29,50

Das Neckartal in Farben

Rud. Schuler. Eine bezaubernde Fahrt von Heilbronn bis Mannheim. In deutscher, englischer u. französischer Sprache. 64 S. mit zahlreichen farbigen Fototafeln. Ln DM 19,—

Baden-Württemberg im Farbbild

Einleitung und Beiträge v. Nik Benkkiser u. Otto Heuschele. Erläuterungen zu den Farbtafeln v. W. M. Schede. 119 S. mit 40 Farbtafeln. Ln DM 32,—

Luftbilder aus Baden-Württemberg

Albr. Brugger u. Theod. Hornberger. Schau und Deutung der Kulturlandschaft. Herausgegeben von den Landesbildstellen Baden und Württemberg in Zusammenarbeit mit der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg (Das Bild in Forschung und Lehre). Mit 72 Fotos auf Tafeln. Ln DM 43,50

Ihre Bestellung richten Sie bitte an die Versandbuchhandlung dienst am buch, 7000 Stuttgart 1, Postfach 3057

Die Schwäbische Alb

Werden und Wesen

Herausgegeben von Prof. Dr. Georg Wagner, Tübingen. 208 Seiten, 130 Fotos, Zeichnungen und Karten, Format 21 x 28 cm, Leinen mit mehrfarbigem Schutzumschlag, im Schuber DM 32,—

„Vom Riese bis zum Randen, von der Harburg an der Wörnitz bis zur Küssaburg am Hochrhein reicht die Schwäbische Alb; sie scheidet das milde Unterland um Neckar und Main vom rauheren Oberland zwischen Donau und Alpen. Sie ist der mittlere Abschnitt des großen Jurazuges, der vom Wachtelberg bei Kirchleus am Rande des Frankenwaldes über die Frankenalb und die Schwabenalb zum Schweizer und Französischen Jura verläuft, als Kettenjura an der Isère unterhalb Grenoble mit den Alpen verschweißt wird, als Tafeljura über Belfort zur Côte d'Or bei Dijon und zur Côte Lorraine bei Metz und Verdun weiterzieht.“ So steckt der Herausgeber die geographischen Grenzen der Schwäbischen Alb an.

Wer die heutige vielgestaltige Landschaft der Schwabenalb verstehen will, muß wissen, wie sie aus dem Jurameer von gewaltigen geologischen Kräften geschaffen wurde, wie das Leben von ihr Besitz ergriff und wie zuletzt der Mensch mitgestaltend eingegriffen hat.

Dieser Band aus der Reihe „Deutsche Landschaft“ zeichnet in Wort und Bild ein Gesamtbild der Schwäbischen Alb. Er berichtet über die Erdgeschichte, die Pflanzen- und Vogelwelt, über alt- und mittelsteinzeitliche Kulturen, die Römerzeit und die Siedlungsgeschichte, über Kirchen- und Bildhauerkunst, Brauchtum und Dichtung und vermittelt Einblicke in das wirtschaftliche Geschehen der Vergangenheit und Gegenwart. So werden im Wechsel von der äußeren zur inneren Schau die ineinandergreifenden Beziehungen erkennbar. Umfassender ist bisher noch nicht über diesen eigenartigen deutschen Raum „Buch geführt“ worden.

Die Liebe zur Heimat hat dem Herausgeber, Prof. Dr. Georg Wagner, Tübingen, und den Mitautoren die Feder geführt. Die einzelnen Beiträge stehen in sinnvoller Verbindung zueinander und fügen das Landschaftsbild zu einem Mosaik. Es bestätigt den Satz: Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile.

Als Monographie zeigt der Band „Die Schwäbische Alb“ nicht etwa ein kühl-nüchternes Paßbild, sondern ein liebevoll gezeichnetes Porträt – zur Freude und Besinnung, zum Studium wie zum Unterricht und zur Bestandsaufnahme für jeden, der sich den Sinn für das Schöne und Eigenständige bewahrt hat: Ein Buch von bleibendem Wert.

Inhalt: Georg Wagner: Einführung; Hans Widmann: Der Name; Georg Wagner: Aus der Erd- und Landschaftsgeschichte; Helmut Hölder: Fossilien und Fossiliensammler; Eugen Seibold: Die Bodenschätze; Oskar Elwert: Das Klima; Paul Filzer: Die Pflanzenwelt; Gerhard Haas: Die Vogelwelt; Richard Lohrmann: Naturschutz und Landschaftspflege.

Gustav Riek: Alt- und mittelsteinzeitliche Kulturen; Wolfgang Kimmig: Grabhügel und Wehranlagen der Vorzeit; Reinhold Rau: Die Alb zur Römerzeit; Otto Eisenstuck: Aus der Siedlungsgeschichte; Reinhold Rau: Von den Burgen; Otto Linck: Klöster und Klosterbauten; Otto Eisenstuck: Vom Werden der Albstädte.

Albert Walzer: Wallfahrtskirchen und Kapellen; Albert Walzer: Meisterwerke der Bildhauerkunst; Max Schefold: Die Alb in der Landschaftsmalerei; Jonas Köpf: Lied und Tanz; Angelika Bischoff-Luithlen: Vom Älbler; Hans Widmann: „Ain Pirgig, Stainigs, Rauchs Ländl“; Karl Fuss: Die Alb in der Dichtung; Martin Freitag: Geschichten von der Alb; Georg Fahrbach: Der Albwanderer; Christian Eberhardt: Die Landwirtschaft; Theo Hornberger: Der Albschäfer; Richard Lohrmann: Die Wälder; Theo Hornberger: Industrie und Verkehr; Georg Wagner: Die Wasserversorgung; Robert Gradmann: Die Albwirtshäuser.

dienst am buch Stuttgart

Alles spricht von Kapitalanlage

Sie auch? Sie suchen erstklassige Sicherheit und hohe Zinsen?
Dann kaufen Sie unsere

Pfandbriefe

Wir legen Ihr Geld gut an in Hypotheken auf Wohn- und Geschäftshäuser. Wenn Sie also selber bauen, umbauen oder ein Haus kaufen wollen, können wir Ihnen ebenso dienen mit langfristigen, festverzinslichen, für uns

unkündbaren Hypotheken

Sie können unserem Rat vertrauen.
Wir sind eine alte, aber keine altmodische Bank.

WÜRTTEMBERGISCHE HYPOTHEKENBANK

7 Stuttgart 1, Postfach 770, Büchsenstraße 26, Ruf 20961
Zweigbüros in Berlin, Düsseldorf, Frankfurt (Main), Mainz



An alle Heimatfreunde

Objektiver Einsatz – Erhalt und Aufbau – sinnrichtige Anwendung aus Prinzipien von Ptolemäus, Euklid, Pythagoras und Kepler für unseren Natur-, Heimat- und Volksschutz ist erkannt!!

Jetzt die biotechnische und biophysikalische Schriftenreihe:

Implosion

Hefte Nr. 1–30 ermäßigt je DM 1,-

Hefte Nr. 31–36 je DM 1,50

Umfangreicher akademischer Mitarbeiterstab, dadurch Entwicklung, Erfindung – Patente. Biotechnische Geräte jetzt schon in Natur Industrie, Haushalt!

Energie im Prinzip ‚Implosion‘ erlöst die ‚Explosion‘!

Oberstudienrat Dr. Walter Koch †:

Der Sagenkranz um die Sibylle von der Teck

15 Seiten, Format 12 x 16,5 cm, DM 1,60

Umschlag originell farbig. Eine quicklebendige Heimatgeschichte der Sage um die Sibylle, in unserer schwäbischen Heimat.

Gurdjieff: All und Alles

1322 Dünndruckseiten, Format 11,5 x 17,5 cm, DM 47,-

Die Lehre vom objektiven Leben in und über der Erde.

Ouspensky: Auf der Suche nach dem Wunderbaren

570 Seiten, Format 14,5 x 21,5 cm, DM 36,80

O. ist Schüler von Gurdjieff; er weist hin: Der Mensch kann erwachen! Wie? Darin liegt der Weg zur Kenntnis seiner selbst und eine Möglichkeit zum inneren Wachstum.

Ouspensky: Vom inneren Wachstum des Menschen

116 Seiten, Format 12 x 20 cm, DM 9,80

Den Menschen zu studieren, so wie er ist, jedoch von dem Gesichtspunkt aus, was er werden könnte. Ouspensky ist seit vielen Jahren Mittelpunkt einer großen Lesergemeinschaft in den Vereinigten Staaten, in England und Frankreich.

Ihre Bestellung richten Sie bitte an

Rudolf-Arnold-Spieth-Verlag – Verlagsbuchhandlung
Besonderes Antiquariat

7305 Altbach am Neckar

Postfach 31 – Telefon: 071 53 / 77 62

Mit elektrischer Energie

**für Haushalt,
Landwirtschaft,
Gewerbe
und Industrie**

versorgen wir die Stadt
Geislingen-Steige und
40 weitere Gemeinden der
Kreise Göppingen,
Heidenheim und Ulm

Wir beraten Sie
in allen Fragen der
Elektrizitätsanwendung

Wir installieren
Licht- und Kraftanlagen

Wir liefern
sämtliche elektr. Geräte

ALB-ELEKTRIZITÄTSWERK
GEISLINGEN-STEIGE
Ruf: 45 41-45 43
e.G.m.b.H.

Schwäbische Bank

AKTIENGESELLSCHAFT



STUTTGART IM KÖNIGSBAU

Postfach 2623 Telefon * 22 80 91 Telex 07-23 812

Mit verantwortungsbewußter und individueller Beratung sorgen wir für die bestmögliche Anlage Ihres Geldes – auf Konten und in Wertpapieren

Hegnach

(3 km von Waiblingen und 9 km von Ludwigsburg entfernt) lädt zu **Wanderungen** in den Landschaftsschutzgebieten „**Unteres Remstal**“ und „**Hartwald**“ ein und wünscht einen angenehmen Aufenthalt in den **guten Gaststätten** der Gemeinde.

Die Gemeindeverwaltung

Omnibuslinien nach Waiblingen und Ludwigsburg

4

Göppinger Sprudel



Quellfrisches natürliches Mineralwasser
1. Ranges, enteisent,
mit Kohlensäure versetzt und
von reinem Geschmack

Anfragen: Christophsbad 7320 Göppingen



In Millionen Haushaltungen geht jeden Morgen etwa um 6.30 Uhr das Licht an.

Der Tag beginnt elektrisch. Warmes Wasser aus dem Elektrospeicher zum Duschen. Rasieren. Kaffeekochen. Eier kochen. Toasten. Der ganze Haushalt ist elektrisch. Gemüse zerkleinern. Getränke kühlen. Wäsche waschen. Mittagessen kochen. Sahne schlagen. Kuchen backen. Geschirr spülen. Fernsehen. Steaks braten. Schallplatten spielen usw. usw.

Alles geht elektrisch. Bis am Abend das Licht ausgeht. Dann ist der Tag zu Ende. (Nur die Nachtstrom-Speicherheizung fängt jetzt zu arbeiten an. Automatisch.) Wir leben im Zeitalter der Elektrizität.

EVS liefert den Strom.



Energie-Versorgung Schwaben AG